

Nr. 36. Jahrgang V. **Allgemeine** Berlin, 4. Septemb. 1896.**Israelitische Wochenschrift**

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: H. Levin.

Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.

Telephon:

Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:

Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,

alle andern Länder Mk. 2,50.

Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift“ erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun“ Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit 25 Pfg. für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Der Satan im Schofar. — Die Antworten auf unsere Frage. I. — Kulturaufgaben. II. Von Dr. S. Bernfeld. — Die Synagogenweihe in Königsberg. — Von Breuer bis Breuer. — Zur Lage in Ungarn. — Wochen-Chronik: Geheimrat Kasper. — Eine Lobrede auf das Judentum. — Juden und Christen und ihre Feiertage. — Ach du, mein — Tasso! — Die Juden und der Weltfrieden. — Feuilleton: Der Fanatismus des Glaubens und der Fanatismus des Unglaubens. — Das große Sterben. (Fortsetzung) Von Wilhelm Jensen. — Hier und dort. — Kalender. — Anzeigen.

Der Satan im Schofar.

Ein Märchen aus alten Zeiten.

Ich hatte zum ersten Male das Gotteshaus am Rosch haschanah besucht. Als hätte ich schon eine Berliner Religionschule absolviert, war mir die gottesdienstliche Handlung, war mir besonders unsere heilige Gebetsprache völlig fremd. Ohne Verständnis und darum ohne Teilnahme sah ich allen Vorgängen in der Synagoge zu. Erst der Akt des Schofarblasens machte das Interesse des Kindes rege. Kein Wunder — waren doch die Vorbereitungen zu diesem Akte von einer belebenden Dramatik, die selbst auf das Gemüt eines Erwachsenen Eindruck machen mußte: Schleichenden Schrittes und sichtlich erregt trat der „Tofea“ an den „Schulchan“; mit nervöser Hast legte er einen verhüllten Gegenstand vor sich hin; tief, tief zog er den Tallis über das greise Haupt, sodaß der Saum des Gewandes die Decke des Pultes berührte, und mit unsäglich wehmütiger Stimme intonierte er den ersten Vers des 47. Psalms: „Lamnazeach liwene Korach, mismor“ . . . Dem Krachen des Donners gleich der Einsatz der Gemeinde, dem Getöse des Orkans die siebenmalige Rezitation des Psalms. Allmählich legte sich

der Sturm. Eine Stimme nach der andern erstarb. „Die Edlen der Völker sind versammelt, das Volk des Gottes Abrahams. Denn Gottes sind die Schilde der Erde — sehr erhaben ist Er!“ schließen noch einige piano; „meod naalo-o-o“ summt der letzte pianissimo, und Totenstille herrscht in dem dichtgefüllten Raume. Man hört nur noch den Tofea brünstig beten und krampfhaft schluchzen, und kein Laut stört den Greis in seiner Andacht . . . Endlich trocknet er das nasse Auge und die feuchte Stirn, und licht und frei klingt der Segenspruch, den er laut vorträgt, licht und frei ist die Stimme des Rabbi, der die Reihenfolge der Schofartöne vorsagt, licht und frei der Blick der Beter, die des Posaunenschalles harren. „Tekio—o!“ ruft der Rabbi. Allein, o Graus! ein-, zwei-, dreimal setzt der Tofea an, bringt aber keinen klaren Ton hervor. Heiser klingt der erste, heiser der folgende, heiser die gesamte Reihe der Töne. Die Gemeinde steht erschüttert da; viele beten mit Inbrunst für den armen Schofarbläser . . . An der Seite meines frommen Vaters aber stand ein kleiner Knabe und — Gott verzeih' mir meine Sünde! — lachte, lachte über den Schofarbläser, der Tofea sein wollte und nicht blasen konnte. Da klärte mein Vater mich auf: „Mein Sohn, über den Tofea darf man nicht lachen; ihn muß man bemitleiden, für ihn beten, denn er kann und möchte blasen, allein der Satan steckt in seinem Schofar.“

* * *

Es giebt wohl kaum einen jüdischen Kanzelredner, der noch nicht den exegetischen Versuch gemacht hätte, Israel als den Schofar der Menschheit darzustellen. Es giebt aber auch kaum einen ernsten Geschichtskenner, der nicht diese Darstellung als treffend und begründet anerkennen möchte. Der Posaunenschall von Sinai tönt seit Jahrtausenden fort durch den Mund des Volkes, das ihn zu-

anzustrengen und ihr G
lanz und Ansehen den For
mit der heutigen Gesellsch
gen. In Jerusalem m
Israel die Hauptrolle spiel
und materielle Stellung
bei Türken und Christen
isten Mittel gegeben.

ls Nachfolger des Lehren
unfähigster Amtstätigke
regierung in den Ruhestan
der Lehrer Levi Aufbaum
ählt. Zur Feier des 50j
Spier hat sich ein Komite
äsidenten und ehemalige
ird gegen Ende Septemb

an der Bergstr.): Bald se
Mbf. ca. 500 Mk., fr. W.
— Egenhausen b. Ob
unverh. Al., K., Sch. J
Geiz. Meld. an J. We
1. 10. K., Sch., Kore. J
Reifel. b. Gew. Meld.
n. geb. Gl., der 2. Prüf. b
kann. Anfangsg. 1400 Mk
an das Gemeindefekretari
verheir. orthod. sem. geb. M
vorz. Fir. 2250 Mk. n. M
argolinsky.

Fragekasten.

Verse des Tischgebets
So findet sich darüber ein

tigen zu Propagandazweck
tröpfelt betr. die Talmu
ers Dr. Raviwiz in Schmie
tröpfelt die geehrten Empfäng
Die Expedition.

Firmenschilder Metier f
Schriftma
A. Berkheim, Dragonerstr.

Wih. Jacobsohn & Co., Bresl

Sachs, Machsor
Siddur.

Deutsch. und Polnisch. Rit
Wiederverkäuf. Rabba

Blaserei für Bau und Re
turen schnell u. b
Lebrecht Stier, Hagenauerstr.

Golem, Berlin C., Hofstr. 3

erst vernommen und dem die Aufgabe geworden, diesem Tone die Stimmführung in dem Kulturkonzerte der Menschheit zu sichern. Und klingt auch seit langem der Schall unseres Schofar heiser, so daß erwachsene Buben des Tofea und seines Instrumentes spotten — wir glauben, daß es nicht an jenem noch an diesem liege, daß es einzig der Satan Schwäche ist, der dem Tone die freie, ungetrübte Entwicklung raubt. Dieser Glaube war es, der uns allezeit widerstandsfähig erhalten, der uns nicht verzweifeln ließ an uns selbst und an unserer Zukunft.

Allein weil er sich so mächtig erwiesen, entwickelte sich mählich dieser Glaube zu einem Ueberglauben. Für jede Schwäche in unserer Mitte, für alle Anzeichen religiöser Decadence, für die Lauheit und Lässigkeit in der Abwehr derselben wird irgend ein Satan verantwortlich gemacht. In unserer Zeit und unserem Lande führt er den Namen Antisemitismus. Ob der eine versucht, dem Bibelworte gemäß, seine „Stimme wie einen Schofar zu erheben und dem Volke seine Schuld und Israel sein Fehl zu künden“; ob der andere sich unterfängt, wider religiöse Modetheorien aufzutreten, die seit Jahrzehnten an der „Verjüngung“ des Judentums arbeiten und es allgemach so „verjüngt“ haben, daß es fast kindisch geworden; ob ein dritter es wagt, einen vollen Ton gegen den, nach der Tradition „poßeln“ (unverwendbaren) vergoldeten Schofar und seinen widerwärtig kreischenden Klang zu richten — immer wird man an den Satan gemahnt, der in unserem Schofar steckt und einen freien, offenen Ton nicht gestatte. Es giebt aber besonnene Männer, die in dieser beständigen Furcht vor dem Satan den größten Triumph der gegen uns gerichteten Bewegung erblicken, zugleich aber auch die unleugbare Gefahr, daß diese Furcht unsere ohnehin schwache Thatkraft lähmen und die Kenntnis in der Handhabung des religiösen Schofar völlig rauben könnte . . .

Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn:

Aus der Ferne heimgekehrt, betrat ich nach Jahren wiederum an einem Rosch haschanah das Gotteshaus meiner Heimat. An dem Pulte stand wie ehemals der greise Tofea, die Gemeinde folgte wie ehemals den Vorbereitungen zu dem Akte des Schofarblasens, der Rabbi sagte wie ehemals die Reihe der Schofartöne vor; aber nicht wie ehemals — blies der Tofea mit größter Sicherheit, ja mit einer gewissen Virtuosität. Eine Erklärung heischend, erzählte ich nach Schluß des Gottesdienstes dem frommen Greise die Reminiszenz aus meiner Kindheit. Der Tofea nahm mich bei Seite und flüsterte vorsichtig und geheimnisvoll, erklärend und auflärend: „Mein Sohn, der Satan ist nur dem gefährlich, der an ihn glaubt, ich aber glaube nicht mehr an den Satan.“

Wir stehen an der Pforte eines neuen Jahres und, wenn nicht alle Zeichen trügen, auch an der Pforte einer neuen Zeit für Israel. Das Bild, das einst nur dem Auge des gottbegnadeten Propheten sichtbar gewesen, ist auch uns wahrnehmbar worden: Die trockenen Gebeine Israels scheinen sich neu zu beleben und zeigen Zeichen von Bewegung. Sie werden völlig erwachen und sich neu entwickeln, wenn das Nebel behoben sein wird, das so lange sie gelähmt, wenn sie werden gelernt haben von meinem greisen Tofea, aus ihrer Mitte werden getilgt haben den Glauben an den Satan.

Die Antworten auf unsere Frage.

I.

In der vorigen Nr. haben wir mitgeteilt, daß wir uns an siebenzig Notable mit der Frage gewandt haben, ob das Judentum im Niedergang begriffen und was zu thun sei, um den etwaigen Niedergang aufzuhalten? In der heutigen Nr. beginnen wir mit der Veröffentlichung der inzwischen eingelaufenen Antworten. Wir machen den Anfang mit den Zuschriften derer, die geantwortet haben, daß sie — nicht antworten werden, und ihre Ablehnung motiviert haben. Eine Beleuchtung dieser Antworten, besonders der von persönlichen Anspielungen nicht freien Antwort des Herrn Geheimrat Lazarus behalten wir uns für die nächste Nr. vor.

Rechtsanwalt Dr. Heinrich Meyer Cohn-Berlin.

Auf das gefällige Schreiben vom 3. d. M. teile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich mir von der beabsichtigten Anthologie nichts verspreche. Eine Antwort, die ernst und nicht nur ein flüchtiger Brief wäre, müßte von jedem der Angefragten fast einen Band füllen. Bei all diesen Masseninterviews (zum Beispiel Klopfer, Bahr über Antisemitismus) ist nichts Gesehtes herausgekommen. Derartige „Fragen“ kann man eben nicht zwischen Frühstück und Mittag „lösen“.

Uebrigens halte ich schon die Fragestellung nicht für glücklich. Das „Judentum“ als Idee ist eines Niedergangs überhaupt nicht fähig. Die Fragestellung läßt folgende Deutungen zu: 1. Ist unsere Konzeption der jüdischen Idee im Niedergang? 2. Ist die Judentheit im Niedergang? 3. Ist die Kraft der jüdischen Idee im Niedergang, d. h. hat sie qualitativ und quantitativ an Anhängern verloren? Qualitativ: a) bezüglich der Qualität der Personen, b) bezüglich der Qualität — dem Maße des Eifers für die Sache.

Diese letztere Frage 3 a und b haben Sie wohl im Auge. Ueber eine solche Frage sollte man meiner Meinung nach nur schreiben, wenn man sie redlich durchdacht hat, und gerade dann wird man nicht gern im engen Rahmen ein paar Gedanken loslassen.

Endlich bin ich der Meinung, daß die Frage einen gewissen Mangel an Selbstvertrauen dokumentiert — der beiläufig meiner Meinung nach nicht berechtigt ist — und dadurch schädlich wirken kann. In allen Fällen sollte die Fragestellung sich nur auf Deutschland beziehen. Von vielen Ländern, in denen weit mehr Juden wohnen als bei uns, wissen die An-

gefragten überhaupt den verschiedenen S außer Augen lassen zu umfangreich und

Geheimer

Verehrl. Redakt. Wunsch zu erfüllen, aus versehen. Falls an, — ich will an

Derfelbe als

Verehrl. Herr

nicht zu sagen bekl. werden, es ist mir ansehnlicher. Arbeit (wie Ihnen nicht durch willk. Andenken will ich von „Judentum“ u. Das Judentum

„Niedergang“, sondern durch sich selbst. Schattenketten klage Judentum, sondern trifft, so stellen

„Niedergang“ kann redet werden, doch wegung statt, wie f und in Amerika ist wohl besonders an genaueste innerlich diese mit Eingebun erzielen: diese ist a zu erwarten. Sollte die Fragen gemein die Meinungen kl dieselbe werth sein aber durch „Herr

Das erste mo in Padua für die und Venedig eröff Zeit für den ganz leger, das indesse Durchführung gel theologischen Fach sophische Kenntni E. J. Reggio in barbisch-venezianis gium Rabbinatum

gefragten überhaupt nichts. Eine vernünftige Antwort würde den verschiedenen Stand in den verschiedenen Ländern nie außer Augen lassen dürfen und schon dadurch das Thema viel zu umfangreich und komplex machen . . .

Dr. Heinrich Meyer Cohn.

Geheimer Reg.-Rat Prof. Dr. Lazarus.

Verehrte Redaktion! Ich muß darauf verzichten, Ihren Wunsch zu erfüllen, denn ich finde die Fragestellung als durchaus verfehlt. Falsch gestellte Fragen richten immer Schaden an, — ich will an solchem keinen Teil haben . . .

Lazarus.

Derselbe als Antwort auf eine direkte Zuschrift.

Verehrter Herr! Die Sache ist ernst und wichtig, um nicht zu sagen heilig; sie kann nicht kurzer Hand abgethan werden, es ist mir aber unmöglich, Ihnen alle meine Gründe auseinanderzusetzen, weil meine Kraft von einer positiven Arbeit (wie Ihnen bekannt ist) streng gefesselt ist und auch nicht durch weitläufige Korrespondenz abgelenkt werden darf. Andeuten will ich zur Fragestellung nur dies: Sie sprechen von „Judentum“, unterscheiden es aber nicht von Judenheit. Das Judentum hat seit 100 Jahren nicht bloß keinen „Niedergang“, sondern einen Aufschwung erfahren, wie er durch sechs Jahrhunderte vorher nicht erlebt worden; etwaige Schattenseiten dieses Aufschwunges treffen wiederum nicht das Judentum, sondern die Judenheit. Was aber die Juden betrifft, so stellen Sie Ihre Frage allgemein. Von einem „Niedergang“ kann z. B. in Rußland und Amerika nicht geredet werden; dort findet seit fast 30 Jahren eine geistige Bewegung statt, wie sie ebenfalls seit Jahrhunderten gefehlt hat, und in Amerika ist rühriges jüdisches Leben. Sie denken aber wohl besonders an Deutschland; auch hier erheischen die Fragen genaueste innerfachliche Prüfung und Unterscheidung. Soll diese mit Hingebung geschehen, so will man eine Frucht davon erzielen; diese ist aber von einsam aufgestellten Ansichten nicht zu erwarten. Sollen 70 Leute zusammenwirken, so müssen sie die Fragen gemeinsam untersuchen, die Thatsachen prüfen, die Meinungen klären, die Mittel zur Abhilfe beraten und dieselbe werththätig herbeizuführen bereit sein. Dies alles aber durch Chronidische und nicht Korachitische Charaktere.

Lazarus.

Kulturaufgaben.

II.

Das erste moderne Rabbinerseminar ist im Jahre 1829 in Padua für die damals österreichischen Provinzen Lombardien und Venedig eröffnet worden. Auf Grund eines zu jener Zeit für den ganzen österreichischen Kaiserstaat erlassenen Gesetzes, das indessen nur in den italienischen Provinzen zur Durchführung gelangt ist, sollten die Rabbiner neben dem theologischen Fachwissen auch allgemeine, namentlich philosophische Kenntnisse besitzen. Der bekannte Schriftsteller S. J. Reggio in Görz schlug nun vor, daß sich die lombardisch-venezianischen Gemeinden zur Gründung eines „Collegium Rabbanicum“ vereinigten. Dieser Vorschlag fand An-

klang und führte, wie bereits erwähnt, im Herbst 1829 zur Eröffnung des Rabbinerseminars in Padua.

Diese Anstalt, welche materiell so ungenügend dotiert war, hat für das Judentum der Gegenwart sehr viel Ersprießliches geleistet. Das lag aber nicht so sehr in der Verfassung des Kollegiums wie in der Persönlichkeit des einen Professors an demselben, — eines Mannes, der überhaupt einzig in seiner Epoche und eine ebenso seltene wie sympathische Erscheinung im Judentum war. Ich spreche von Samuel David Luzzatto.

Es wird noch eine andere Gelegenheit benützt werden, um der deutsch-jüdischen Leserschaft den Mann in seiner ganzen Eigenart und in seinem verdienstvollen Wirken zu schildern. Ich glaube umsomehr auf das Interesse der Leser rechnen zu dürfen, als dieser Gelehrte im allgemeinen in Deutschland so ziemlich unbekannt geblieben, während wir es mit einer epochemachenden Erscheinung zu thun haben, die wir mit den glänzenden Geistern der spanisch-jüdischen Epoche auf eine Stufe stellen dürfen. Für den Zweck, der in diesem Artikel verfolgt wird, genügt, wenn ich andeute, worin die Bedeutung des genannten Instituts bestand, nämlich darin, daß es von Anbeginn einen Lehrer hatte, der nicht nur ein gründlicher und vielseitiger Gelehrter, ein unermüdlicher Forscher, ein geistvoller Litterarhistoriker, ein hochbegabter Dichter und einer der gediegensten Kenner des jüdischen Schrifttums gewesen, sondern, was in diesem Falle das wichtigste war: ein hochgestimmter und begeisterter Bekenner des Judentums, der die glühende Liebe zum Judentum auch auf seine Schüler übertragen und so eine gleichgestimmte Schule geschaffen hat. Es ist geradezu rührend, wenn einer seiner Schüler, der selbst ein bedeutender Gelehrter und thatkräftiger Förderer des Judentums war, über ihn schreibt: „Luzzatto ist ein vollkommener Gerechter, ein Edler, der vor Gott wandelt und nach dem Höchsten und Edelsten strebt“. Ein Schüler, der später die Theologie aufgegeben und freisinnigen Ideen huldigte (Luzzatto selbst war ein freisinniger Forscher, aber seine glühende Liebe zum Judentum ließ ihn konservative Bahnen wandeln) schildert trotz seiner freien Gesinnung seinen ehemaligen Lehrer: „ein wahrhaftiger Mann, gerecht und wahrheitsliebend, uneigennützig bis zum höchsten Grade.“

Ein solcher Mann konnte in einem Rabbinerseminar eine Schar von jungen Leuten um sich sammeln, die er alle mit Enthusiasmus für die Sache unseres Stammes, mit Liebe zur jüdischen Wissenschaft erfüllt hat; er gab ihnen eine jüdische Erziehung, bildete eine Priesterschar aus, die möglichst dem biblischen Ideal der Priester nahe kam. „Sie lehrten Gottes Befehle dem Hause Jakob und seine Lehre Israel“, wie es im Moseslied heißt. Die moralischen Erfolge, welche jene Schule erzielte, verleiteten viele Gemeinden und Korporationen dazu, das Heil Israels von der Gründung der Rabbinerseminare zu erwarten.

Keine aber der ins Leben gerufenen derartigen Anstalten hat je das Ideal des „Collegium Rabbanicum“ zu Padua erreicht. Jedoch waren die in Deutschland gegründeten Seminare im Anbeginn nicht so schlecht und demoralisierend, wie sie es im Laufe der Zeit geworden sind. Das Rabbinerseminar von Breslau, welches 1854 eröffnet worden ist, hatte bedeutende Lehrkräfte und stellte auch ursprünglich höhere Ansprüche an

die Jünger, die aufgenommen werden wollten. Die ersten Rabbiner, die aus jener Anstalt hervorgegangen, waren daher tüchtige Männer, wissenschaftlich gebildete Rabbiner und gute Leiter der Gemeinden. Nach und nach aber sind die meisten Seminare zu einer bloßen Farce herabgesunken. In manchen herrschen geradezu beschämende Zustände. Es werden Schüler aufgenommen, die kein Wort Hebräisch verstehen; auch werden sie nicht einmal dazu angehalten, an der Anstalt etwas zu lernen. Aus dieser unwissenden Masse rekrutiert sich dann das Reformrabbinerium. Junge Leute, welche für die Bühne verdorben sind, erhalten ihre theologisch-jüdische „Ausbildung“ unter der Leitung eines Predigerkomödianten und finden dann ihren Weg in verschiedene Gemeinden, um dem Judentum den letzten Rest zu geben.

Neulich wurde mir von glaubwürdiger Seite ein nettes Stückchen erzählt. Ein sogenannter „Rabbiner“ und Wortführer der Reformpartei in Westfalen besuchte längere Zeit eine hiesige jüdisch-theologische Anstalt, die ebenfögt eine Schule für die Schauspielkunst hätte sein können, vorausgesetzt, daß sich die Bühnen mit so schlechten Leistungen zufrieden gegeben hätten. Unser Reformrabbiner in spe buchstabierte unter Aufsicht und Leitung eines polnischen „Bachur“ die Mischnah. Da wird an einer Stelle von der „Sotah“ gesprochen (4. Buch Moses, 5, 11–31.) „Was ist das?“ fragt Goldheim II. Der Bachur gab die Erklärung, auf die citierte Stelle im Pentateuch hinweisend. Der gelehrige Schüler fand das Ganze sehr ergöztlich. „Solcher Unsinn kommt im Pentateuch vor!“ meinte er erstaunt. — Dies ist ein typisches Beispiel für die Art der Gelehrsamkeit, welche in den heutigen jüdisch-theologischen Anstalten zur Aufnahme hinreicht und später gepflegt wird. Wir wissen, daß selbst ein Volksschullehrer ein größeres Quantum von biblischer Belesenheit besitzen muß; wenigstens wird von ihm verlangt, die Bibel in deutscher Uebersetzung gelesen zu haben. Von unsern Reformrabbimern wird nichts erwartet; eine Portion von Dreistigkeit und komödienhafter Sufisancien reicht hinlänglich aus, um den Rabbiner fin de siècle zu schaffen. Die Hauptsache ist in solchen Fällen die stramme „freisinnige“ Richtung, die man sich aneignen kann, ohne etwas gelernt zu haben. Denn ich muß noch hinzufügen, daß der hoffnungsvolle Rabbiner, der sich für seinen Beruf so würdig vorbereitet hat, ein gewaltiger Reformist vor dem Herrn ist. Wenn ich ein hohes Alter erreiche, hoffe ich ihn noch als Oberrabbiner der Berliner Gemeinde predigen zu hören. Viel zu vergessen braucht er nicht dazu.

Dr. S. Bernfeld.

Die Synagogenweihe in Königsberg.

P. Königsberg i. Pr., 30. August.

Am 25. August cr. beging die hiesige jüdische Gemeinde die Weihe ihrer neuen Synagoge. Damit ist derselben ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen, dem sie seit Jahrzehnten entgegengetrebt, der etwa seit 12 Jahren, dem Zeitpunkte, da dieser Wunsch praktische Gestaltung anzunehmen begonnen, die beteiligten Kreise unausgesetzt in Spannung gehalten. Die alte, seit 1815 bestehende Synagoge hatte dem steigenden Bedürfnisse der an Mitgliederzahl bedeutend angewachsenen Ge-

meinde sowohl in ihrem Raummfange, als auch nach der Seite der Repräsentation — zumal an den hohen Festtagen — schon lange nicht mehr genügt, aber erst als durch das Vermächtnis des Geheimen Kommerzienrats Simon für den Baufonds ein Grundstock von 200,000 Mk. geschaffen und in dessen Folge der Opfergeist der Gemeinde, durch Herrn Rabbiner Dr. Bamberger dafür aufs lebhafteste angeregt, in freiwilligen Beiträgen weitere 300,000 Mk., d. i. $\frac{3}{4}$ der notwendig erachteten Bau Summe zusammengebracht, konnte man an die Verwirklichung des Wunsches nach einer den veränderten Gemeinde- und Zeitverhältnissen entsprechenden neuen Synagoge herantreten. Ein geeignetes Baugrundstück wurde auf dem Lindenmarkt in nächster Nähe des berühmten Königsberger Domes gewonnen, und hier erhebt sich denn, in Entwurf und Ausführung geschaffen von den im Wettbewerb erster Meister auf dem Gebiete des Kirchenbaues als Sieger hervorgegangenen Architekten Gremer und Wolffenstein in Berlin ein Bau, der nach sachverständigem Urteile sowohl in seiner Plangestaltung, als auch in seiner äußeren Erscheinung, wie endlich auch in Bezug auf seine Innenwirkung als ein Kunstwerk ersten Ranges anzusehen ist, eine Zierde der Stadt, der Stolz der Gemeinde.

Ueber den letzten Gottesdienst in der alten Synagoge am 22. dieses Monats haben Sie bereits berichtet. Drei Tage später, am 25. August vormittags 11 Uhr, versammelte sich die Gemeinde zum ersten Male in ihrem neuen prächtigen Gotteshause, das in dieser Stunde seiner Bestimmung übergeben werden sollte. Die Synagoge war bis auf den letzten Platz und zum Teil auch in den breiten Gängen von einer festlich gestimmten Menge gefüllt. Die vordersten Sitzreihen waren für die Ehrengäste reserviert. Es waren erschienen die Herren Oberpräsident Graf Bismarck, Stadtkommandant Generallieutenant Keyser, andere hervorragende Vertreter der Staats-, Kommunal- und Schulbehörden und viele Notable aus der Provinz. Aber der Reichtum an hervorragenden Männern aus Stadt und Provinz, der sich hier zur Freude und zum berechtigten Stolz der jüdischen Gemeinde zusammengefunden, er konnte doch die Bänke nicht ausfüllen, welche die Feier durch die Abwesenheit des von seiner Gemeinde verehrten und bewunderten Rabbiners, des Herrn Dr. Bamberger, ersuhr. Er, der in langer 30 jähriger Amtsthätigkeit mit seiner Gemeinde verwachsen, der ihr Berater gewesen und zumeist auch ihr glücklicher Führer bei allen bedeutsamen Vorkommnissen — er war durch schwere Krankheit gerade in dieser Stunde von seiner Gemeinde getrennt. Doch nur der Raum trennte sie; im Geiste waren Rabbiner und Gemeinde auch in dieser hohen Festesstunde bei einander. Wie jener sich gewiß zum inbrünstigen Gebete für seine geliebte Gemeinde erhoben, so ließ diese ihre Segenswünsche für ihren kranken Rabbiner durch den zu seiner Vertretung berufenen Festredner, Herrn Rabbiner Dr. Werner-München, zum Himmel senden. Die Wahl des letzteren war durch die innige Freundschaft, die ihn seit vielen Jahren mit dem erkrankten Amtsb Bruder verbindet, wie durch die Sympathien und die Wertschätzung, die man Herrn Dr. Werner von seiner Amtsthätigkeit in Danzig her stets entgegengetragen, von vornherein bestimmt, und der Verlauf der Feier hat gezeigt, daß die hiesige Gemeinde keine glücklichere Wahl hätte treffen können.

Die Feier
gespielten Orgel
ein von Damen
den von Herrn
jimmingsvoll
klängen und ge
zug der von a
folgt von H
gegenwärtigen
mit den reichge
zum Allerschö
entsprechender
ein Alt, der dur
gesprochenen
Ein lauzes

vorfandes, Herr
einer Ansprache
bringen des sch
mündensinnes
der Bau der jü
der andern K
nante Minar
Gemeinde, für
aller Art zum
Wert, daß je
werde, ist un
entsprechend
dem Juden wie
Eingabe an das
pögen. In
sei f. H. mit de
Feldzug 1813
land seine Söhne
so werde die Ju
vorherzueit mer
than, wie ihre
Politikorg
die Wesen des
hebtlich sind
Hallen, verscha
Paula Wohlg
Berlin. Den
Dr. Werner-M
in bildreich
rhetorischer
ihre Bestimmung
Feier zu bilden.
behandelte der
einzugehen wir
die Rede dem
wird, in drei
zum Optimismus
die Aufgabe un
einer Schule der
Erkenntnis. Ne
Vaterland, für
Gemeinde, ihre

Die Feier setzte mit einem von Herrn Musikdirektor Franz gespielten Orgelpräludium ein. Nach dessen Schlusse stimmte ein von Damen und Herren der Gemeinde gebildeter Chor den von Herrn Kantor Birnbaum eigens für diese Gelegenheit stimmungsvoll komponierten Psalm 24, 7—10 an. Unter dessen Klängen und geführt von dem Herrn Kantor bewegte sich der Zug der von auswärts zur Feier erschienenen Rabbiner, gefolgt von Herrn Rabbiner Dr. Pick und den beiden Synagogenvorstehern, den Herren Kommerzienrat Cohn und Lasser mit den reichgeschmückten Thorarollen durch die Synagoge zum Allerheiligsten. Dem Einbringen der Thorarollen unter entsprechender Liturgie folgte das Anzünden der ewigen Lampe, ein Akt, der durch die dabei von Herrn Rabbiner Dr. Werner gesprochenen köstlichen Worte alle Herzen ergriff.

Ein kurzes Orgelspiel, und der Vorsitzende des Gemeindevorstandes, Herr Professor Dr. Samuel, bestieg die Kanzel zu einer Ansprache, in der er allen, die zum Gelingen und Vollbringen des schönen Werkes beigetragen, den Dank des Gemeindevorstandes aussprach und den Wunsch ausdrückte, daß der Bau der jüdischen Gemeinde, wie auch den Mitbürgern der andern Konfessionen, mit denen wir uns eins fühlen, in treuer Mitarbeit für Staat und Gesellschaft, für Handel und Gewerbe, für Wissenschaft und Kunst, für fleißiges Schaffen aller Art zum Segen gereichen möge; denn das belehrende Wort, das je von dieser Kanzel aus zur Gemeinde gesprochen werde, es wird uns — dem Geiste der jüdischen Sittenlehre entsprechend — in allem zu dem gleichen rechtlichen Thun dem Juden wie dem Nichtjuden gegenüber anregen und treue Pflegen. Die Weihe der nun geschlossenen alten Synagoge sei f. Zt. mit der Einsegnung der 15 Freiwilligen für den Feldzug 1815 verbunden gewesen; wenn je wieder das Vaterland seine Söhne zum Schutze der heimathlichen Gaue aufrufe, so werde die Jugend, die in diesem Tempel zum Fahnenzuge vorbereitet werde, gewiß auf dem Felde der Ehre ihre Pflicht thun, wie ihre Väter und Großväter sie gethan haben.

Volltönend und in bekannter Schöne ergossen sich nun die Weisen des Lewandowskischen Festpsalms (Psalm 84) „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Ewiger Zebaoth“, durch die Hallen, verschönt durch das herrliche Sopransolo des Fräulein Paula Wohlgemuth, einer Schülerin des Professor Deppe-Berlin. Dem schloß sich die Festrede des Herrn Rabbiners Dr. Werner-München an. Geist und phantasievoll entworfen, in bilderreicher und packender Sprache geformt und mit rhetorischer Wucht vorgetragen, erfüllte die Rede vollkommen ihre Bestimmung, den eigentlichen geistigen Mittelpunkt der Feier zu bilden. In Anlehnung an das Textwort V. 27, 5—8 behandelte der Redner, auf dessen Darlegungen ausführlich einzugehen wir uns versagen können, da von dem Vorstand die Rede demnächst durch den Druck veröffentlicht werden wird, in drei Theilen das Verhältnis der Religion zur Ethik, zum Optimismus und zur Wissenschaft, und entwickelte daraus die Aufgabe und Bedeutung des modernen Gotteshauses als innerer Schule der Sittlichkeit, der Glückseligkeit und der religiösen Erkenntnis. Redner schloß mit dem Gebete für König und Vaterland, für die Behörden der Provinz und Stadt, für die Gemeinde, ihre Rabbiner und Führer.

Der Gesang der Bachschen Fuge „Alles was Odem hat, lobe den Herrn“, beschloß die erhebend verlaufene Feier. Während sich die Festversammlung verließ, beglückwünschte der Herr Oberpräsident und der Herr Stadtkommandant Herrn Dr. Werner zu seiner ergreifenden Rede, und ersterer sprach den Wunsch aus, daß alle Teilnehmer seine herrlichen Worte auch beherzigen mögen; auch erkundigte er sich mit Teilnahme nach dem Ergehen des erkrankten Herrn Dr. Bamberger.

Am Nachmittage desselben Tages fand dann noch ein Festmahl im großen Saale des Stadthauses, dem Junkerhofe, statt. Hier versammelte sich noch einmal das Gros der Gemeinde, um ihrer Freude über das glücklich zu Ende geführte Werk in ungezwungeneren Formen Ausdruck geben zu können und all denen im speziellen zu danken, die seit Jahr und Tag an der Idee des Baues und ihrer praktischen Verwirklichung beteiligt gewesen oder als gern gesehene Gäste von auswärts zur Feier gekommen, dieselbe durch ihre Anwesenheit verschönend und hebend. Endlos wie das Dankgefühl in der Brust aller Mächtigbeteiligten waren denn auch die Zahl der ausgebrachten Toaste. Von allgemeinem Interesse und symptomatisch für das glückliche Verhältnis in dem hierorts die Jüdische mit den Mitbürgern der andern Konfessionen lebt, dürfte der Toast des Herrn Bürgermeisters Brinkmann sein (den wir an anderer Stelle im Auszuge wiedergeben. Red.).

So war die Feier nach Plan und Bestimmung ursprünglich für ein religiöses Gemeindefest eingerichtet, durch die herzliche Teilnahme weiterer Kreise ungeahnt über ihren engen Rahmen hinausgewachsen, hatte sich zu einem Opferfeste reiner, edelster Humanität ausgebildet. Aufgegangen war in dieser Stunde die edle Saat, die die Gemeinde durch Generationen von der Stätte ihres Heiligtumes aus in ihre Häuser getragen, dieselben zu Pflegstätten reinen Menschentums gestaltend. Die Liebe, die daraus erwachsen und die nie still gehalten vor der Thüre des Andersgläubigen, sie klang jetzt wieder zurück und segnete die Stätte, die sie geboren. Möge die neue Synagoge einen gleichen Geist zeugen!

Von Breuer bis — Breuer.

M. Frankfurt a. M., 25. August.

Bei den neuesten Ereignissen in der hiesigen orthodoxen Separat-Gemeinde glaubt man sich ins Reich der Träume oder — nach Halbasien versetzt. Was ist das Eigentümliche des Traumes? Er macht das Unglaubliche, das Unmögliche zur Wirklichkeit, freilich zur subjektiven Wirklichkeit. So ist in der Adas-Jeschurun-Gemeinde das Unglaubliche, das Unmögliche zur Wirklichkeit, freilich zur objektiven Wirklichkeit geworden: Dr. Breuer bleibt, — bleibt, nachdem er seit Monaten seine Berufung an die große, ruhmreiche (!) „Schiffschul“ in Wien der Öffentlichkeit verkündet, nachdem er die Annahme dieser Berufung seiner Gemeinde notifiziert, nachdem er am Sabbat Paraschath Schoftim seine großartige, thränenreiche, erschütternd-rührende Abschiedsrede in der Adas-Jeschurun-Synagoge gehalten, nachdem er schon seine Möbel nach Wien transportiert hat — kurz nachdem zur Ueberriedlung nach Wien nichts weiter gefehlt hat, als die Abreise des Herrn Rabbiner Dr. Breuer, nachdem schon die Stunde

der Abreise festgesetzt war, und einige Getreue sich in Gala geworfen hatten, um dem scheidenden Lehrer an der Bahn noch eine „glückliche Reise“ zuzurufen — ganz im letzten, im allerletzten Augenblicke hat sich das Blatt gewendet: Herr Dr. Breuer bleibt!

Das Interregnum „von Breuer bis Breuer“ hat also nicht lange gedauert; die Trauer der Anhänger, der Jubel der Gegner haben ein schnelles, ganz unerwartetes Ende gefunden: die Trauer hat sich in Jubel, der Jubel in Trauer verwandelt; Rabbiner Dr. Breuer geht nicht nach Wien, er bleibt in Frankfurt! —

Sie kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel, diese Kunde; man hätte es für ebenso wahrscheinlich gehalten, daß der Himmel zur Erde stürzt, daß . . . daß Stöcker der Nachfolger Breuers wird, als daß Breuer sein — eigener Nachfolger werden würde. Man war in den Kreisen, die die Sache näher angeht, einfach wie vor den Kopf gestoßen. — In dem großen Erstaunen, in der Aufregtheit und Ueberraschung war der erste klare Gedanke, der sich aller bemächtigte: Was ist denn geschehen, wodurch das Unglaubliche zum Ereignis geworden? Wer, was hat dies Wunder bewirkt? Welcher deus ex machina hat diese Peripetie herbeigeführt?

Nun, der deus ex machina war durch einige geschickt hingeworfene Andeutungen der Anhänger Breuers bald gefunden: Baron Rothschild, so hieß es, habe beim Abschiede den Herrn Dr. Breuer veranlaßt, gezwungen — wenn Rothschild „veranlaßt“, dann „zwingt“ er, nach Frankfurter Begriffen — in Frankfurt zu bleiben. Man hatte also gleichsam die Rechnung ohne den „Wirt“ gemacht. Bei Herrn Baron Rothschild ist es nichts Ungewöhnliches, daß „seine Gedanken nicht unsere Gedanken“ sind. Von seiner höhern Warte aus, von seiner über der Menschen Kleinlichkeit, über der Parteien Haß und Liebe erhabenen Stellung aus habe er das Schwere, als es schon verderbendrohend über den Hals der Adas Jeschurun niedersauste, zum Stillstand gebracht und in die friedliche Scheide zurückgeführt. Diese Erklärung fand viel Glauben, denn wer außer Rothschild hätte ein so Unmögliches möglich machen, ein solches Wunder bewirken können?

Freilich fragte man sich auch: Was mochte wohl Rothschild dazu veranlaßt, welche Motive mochten den Herrn Baron geleitet haben? Auch darauf war eine Antwort zu finden. Die Freunde Breuers erblickten darin einen Zug des Rothschild'schen Frankfurter Patriotismus: Frankfurt sollte diese herrliche Perle in seiner reichen Krone nicht verlieren. Sie erblickten darin einen Beweis, daß sie den Herrn Baron zu ihren Parteigenossen, zu den Verehrern Breuers zählen durften.

Die Gegner Breuers, die die bittere Pille einer solchen Parteinahme des Herrn Baron für Breuer freilich nur schwer hinunterschluckten, gaben die Erklärung: Rothschild wollte einen verhängnisvollen, erbitterten Wahlkampf der Adas Jeschurun-Gemeinde ersparen.

Daneben kursierten auch Gerüchte, es habe Herr Dr. Breuer in den letzten Tagen den Vertrag von dem Vorstande der „Schiffschul“ erhalten, und dieser Vertrag sei in wesentlichen Punkten von dem Ideal abgewichen, welches der „Israelit“ die ganze Zeit über von der zukünftigen Stellung Breuers schmeichelnd skizziert hatte. In diesem Vertrage

habe ein Paragraph gelautet: „Ohne Erlaubnis des Oberrabbiners Dr. Gildemann dürfe Herr Dr. Breuer keine Trauung vollziehen.“ Ein anderer Paragraph habe dasselbe von den Grabreden stipuliert u. s. w. Davon habe der Herr Baron gehört, und das habe ihm doch keine würdige Stellung geschienen für einen Mann, der in — Frankfurt a. M., wenn auch nur in der Adas Jeschurun, Rabbiner gewesen.

Eine andere Version führte das allgemein bekannte gute Herz Rothschild's ins Treffen: Rothschild habe Mitleid mit dem solchergestalt seiner besten Revenüen beraubten Dr. Breuer gehabt, und da dieser in seiner unbegrenzten Selbstverleugnung trotzdem nach Wien gehen wollte, so habe Rothschild einen Machtspruch gethan: er habe es einfach nicht geduldet.

Die Legende von dem so schroffen Eingreifen Rothschild's in die Gemeinde-Angelegenheit der Adas Jeschurun begegnete freilich, besonders bei denen, die den Herrn Baron näher kannten, auch sehr lebhaftem Zweifel, und wie berechtigt dieser war, das hat sich inzwischen ganz evident erwiesen: Diese Legende ist durch eine dem Herrn Baron nahestehende Persönlichkeit einfach dementiert worden.

Da nun so alle Stränge reißen, die aus der exzeptionellen Größe Breuers geflochten sind, gewinnt allmählich eine viel einfachere Erklärung immer mehr Glauben, die an das „Menschlich-Allzumenschliche“ in Breuer anknüpft.

Man fängt nämlich an zu glauben, — woran Herr Direktor Dr. Hirsch noch nie gezweifelt haben soll, — daß Herr Dr. Breuer von vornherein gar nicht die Absicht gehabt habe, nach Wien zu gehen, indem er am allerbesten wissen konnte und wissen mußte, daß der Weg von der „Adas Jeschurun“ zur „Schiffschul“ nicht aufwärts, sondern abwärts gehe. Allein er habe seiner Gemeinde Gelegenheit geben wollen, ihm Beweise ihrer Anhänglichkeit und Verehrung zu geben, ihn nicht fortgehen zu lassen, ihn zu zwingen, in Frankfurt zu bleiben.

Warum er das gethan? Naive Gemüther glauben, er habe gefühlt, daß der Boden unter seinen Füßen nicht mehr so fest sei; er habe eingesehen, daß er einige Fehler gemacht, und er habe den etwaigen Versuch der Gemeinde, ihn das fühlen zu lassen, im Keime ersticken wollen, indem er den Teufel-Demission und Ueberfiedlung an die „Schiffschul“, recht grell an die Wand malte.

War das seine Absicht, so war sie ganz verfehlt, und es konnte keine ungünstigere Situation gewählt werden, als die Zeit nach den Affairen „Neuhof“ und „Lehrer Plaut“, wie ja der Ausgang gezeigt hat.

Aber diese Annahme ist eine Naivität: Rabbiner Dr. Breuer ist von seiner Unfehlbarkeit so durchdrungen, daß ihm nichts ferner liegt, als die Erkenntnis, einen Fehler gemacht zu haben. Wäre diese Erkenntnis vorhanden, so giebt es andere, kürzere, weniger gefährliche und weniger aufregende Wege, um Fehler gut zu machen, als das „Schiffschul“-Va banque-Spiel. Herr Dr. Breuer ist von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Adas Jeschurun täglich dem himmlischen Vater für das hohe Glück, ihn zum Rabbiner zu haben, einen besondern Dank abstatten müsse. Wenn es das Privilegium des Spaniers ist, stolz zu sein, so ist an Herrn Dr. B. ein Spanier verloren gegangen. Und wahr-

scheinlich war es die dem ganzen Vorgehen

Wie jede Leide Zeit seine besondere Wohnstätt sich abheben müssen. Wie der G empfindet, wenn er gesund wird: wie fieses durch die empfindet, wenn die nahe gerückt ist, — a — so scheint der furer Rabbiner durch das Kistlo, wieder zu gewinnen

Und segne
Wie wird

Das ist die für das wiederholt mission“. An Veru konnte es nicht je geistliche und öftere Berufung an Herrn fürzte Weg, um bedeutendsten Ge den. So war vor Neutra durch eine Ehr' und Ruhm außerordentlich her Gannowin“ sind Ungarn ein Banne Neutra eine Tera habe: „Gewöhnlich an“) bei einer Dro ich stelle mich auf gestoßen werde. Dr. B. hatte vor Neutra einen Ruh

Ganz dieselbe bis zur Berufung schul“ gemacht. Positionen des Ju beste Mann gewar ungarijche oder Kaufes ihr Lob ju

So ist es erst Lage war, einen meinde bei Bedarf seines Stolzes und zu empfinden, dur können.

Für die Adas ein ebenso angeneh gefühl, Herrn Dr. immer erneuten, schwächten Melz er lich vorhanden ge

scheinlich war es dieser Stolz: „Ich bin Dr. Breuer!“ der dem ganzen Vorgehen zu grunde lag.

Wie jede Leidenschaft, will auch der Stolz von Zeit zu Zeit seine besondere, aus dem betäubenden Einerlei der Gewohnheit sich abhebende Befriedigung finden, um sich zu genießen. Wie der Gesunde seine Gesundheit erst dann wonniglich empfindet, wenn er nach einem Krankheits-Intermezzo wieder gesund wird; wie der Reiche das freudige Gefühl des Besitzes durch die Gewohnheit einbüßt und erst dann wieder empfindet, wenn die Furcht, das Vermögen zu verlieren, recht nahe gerückt ist, — also in dem erneuten In-den-Besitz-Kommen, — so scheint der Stolz: „Ich bin Dr. Breuer, ich bin Frankfurter Rabbiner!“ auch das Bedürfnis gehabt zu haben, durch das Risiko, alles zu verlieren, von Zeit zu Zeit sich wieder zu gewinnen.

„Und sehest Du nicht das Leben ein,
Nie wird Dir das Leben gewonnen sein.“

Das ist die wahrscheinlichste psychologische Erklärung für das wiederholte Breuer'sche Spiel mit dem Feuer „Demission“. An Berufungen nach dieser oder jener Gemeinde konnte es nicht fehlen. Es war ein Vergnügen für ungarische und österreichische Gemeinden, den „Probepfeil“ einer Berufung an Herrn Dr. Breuer abzuschließen. Das war der kürzeste Weg, um von dem „Israelit“ als eine der ersten und bedeutendsten Gemeinden des Judentums glorifiziert zu werden. So war vor etwa drei Jahren plötzlich die Gemeinde Neutra durch einen „Rabbonus-Brief“ an Herrn Dr. B. zu Ehr' und Ruhm gelangt. Neutra ist ja auch in Ungarn außerordentlich berühmt wegen seiner — Diebe: „Neutraer Gannowim“ sind in Ungarn sprichwörtlich. Kurziert ja in Ungarn ein Bonmot von einem Darschan (Prediger), der in Neutra eine „Terascha“ (Predigt) folgendermaßen eingeleitet habe: „Gewöhnlich stellt man sich (im Jargon: knüpft man an) bei einer Droscho auf einen Possuk (Vers) oder Midrasch; ich stelle mich auf — meinen Koffer, damit er mir nicht gestohlen werde.“ Aber der Rabbonus-Brief an Herrn Dr. B. hatte vor einigen Jahren genügt, um der Gemeinde Neutra einen Ruhmeskranz erster Güte zu winden.

Ganz dieselbe angenehme Erfahrung hatte ja auch die bis zur Berufung des Herrn Dr. B. ganz obdunkelte „Schiffschul“ gemacht. Sie war auf einmal eine der wichtigsten Positionen des Judentums geworden, zu deren Führung der beste Mann gerade gut genug sei. Warum sollte eine obdunkelte ungarische oder österreichische Gemeinde nicht so billigen Kaufes ihr Lob singen lassen?

So ist es erklärlich, daß Herr Dr. B. in der glücklichen Lage war, einen Rabbonus-Brief von dieser oder jener Gemeinde bei Bedarf auf Lager zu haben, um das Bedürfnis seines Stolzes und Hochgefühls, sich zu regenerieren und neu zu empfinden, durch Drohung mit Demission befriedigen zu können.

Für die Udaß-Jeschurun-Gemeinde wäre ja dies Spiel ein ebenso angenehmes gewesen. Auch sie hätte ja das Hochgefühl, Herrn Dr. B. als Rabbiner zu besitzen, dadurch mit immer erneutem, durch keine Gewohnheit des Besitzes abgeschwächten Reiz empfunden, wenn dies Hochgefühl ursprünglich vorhanden gewesen und der Besitz des Herrn Dr. B. als

ein so hohes Glück betrachtet worden wäre. Da dies aber nicht der Fall war, so bedeutete für die Gemeinde eine von der Bildfläche entschwundene Demission eine Art getäuschter Erwartung, eine unerfüllte Hoffnung.

Niemals war aber die Hoffnung, Herr Dr. B. möge die „Residenz“ der Orthodoxie verlassen und einen „Statthalter-Posten in irgend einer Grenzprovinz“ annehmen*) lebhafter in der Gemeinde vorhanden, als gerade in den letzten Monaten. Aber was alle Welt wußte, was ein öffentliches Geheimnis war, das blieb der Hauptperson verborgen. Herr Dr. B. hatte keine Ahnung davon, daß die Situation, seinem Stolz das Spezial-Vergnügen einer Demissions-Komödie zu gönnen, niemals ungünstiger lag, als in den letzten Monaten. So kam es denn, wie es gekommen ist: Herr Dr. B. nahm die Berufung nach der Wiener „Schiffschul“ an, in der sicheren Erwartung, Frankfurt werde, bei dem Gedanken ihn zu verlieren, aus den Fugen gehen. Frankfurt ging aber nicht aus den Fugen. Herr Dr. B. dachte: Die Gemeinde wartet, bis das Schreckgespenst etwas greifbarer geworden, um einen größern Effekt zu bereiten. Die Greifbarkeit wuchs, die Ueberfiedlung des Herrn Dr. B. rückte immer näher, aber — die Gemeinde verharrte in ihrer apathischen Unthätigkeit.

„Nein, der äußerste Punkt ist die Abschiedsrede! Im letzten Augenblicke soll das drohende Verhängnis von Frankfurt abgewendet werden!“ — Die Abschiedsrede war gehalten, herzerreißend war der Trennungsschmerz von der Kanzel hernieder, dreiviertel Stunden regnete es Thränen aus den Augen des Predigers und der — Frauen, aber die Gemeinde und die Vorsteher thaten noch immer keinen Schritt, um Herrn Dr. B. festzuhalten. Es verging der Sonntag, es verging der Montag, die Möbel wurden schon nach Wien geschickt. . . . „Wahrhaftig, diese Frankfurter wissen ihr Glück nicht zu schätzen, oder sie sind zu . . . schüchtern, sie lassen mich am Ende wirklich gehen!“ — so dämmert es plötzlich beängstigend in der Seele des Herrn Dr. Breuer.

Da kam der große Augenblick, wo Herr Dr. B. das Höchste thun konnte, was eine Herde von ihrem Hirten erwarten kann: er empfand seine Unersehllichkeit für seine Gemeinde und — blieb! Warum sollte er auch nicht bleiben? Hatte er ja doch nie gehen wollen! Was konnte er dafür, daß seine Gemeinde seine Intentionen nicht verstand? Das ist nun einmal so in Deutschland. Wäre Frankfurt a. M. eine ungarische Gemeinde, das rechte Verständnis würde nicht gemangelt haben. Diesem Verständnis muß man zu Hilfe kommen, es muß die Frankfurter Gemeinde zur Höhe ungarischer Geisteskraft erzogen werden, und — er blieb.

Wie wird Frankfurt aufjubeln, wenn das, was noch zu hoffen keine Phantasie so kühn war, was die Gemeinde gar nicht mehr zu erstreben den Mut hatte, nun doch wieder zur Wirklichkeit geworden: Dr. Breuer bleibt!

Wenn Herr Dr. B. etwas derartiges sich vorgestellt hat, was nach dem Urtheil derer, die ihn kennen, gar nicht ausge-

*) In einem Abschiedsartikel, den der „Israelit“ Herrn Dr. B. widmete, wurde die „Schiffschul“ als eine „Grenzprovinz“ gefeiert und die Opferfreudigkeit des Herrn Dr. B. gepriesen, der eine „Residenz-Provinz“ aufgegeben, um die „Statthaltertschaft“ in Wien übernehmen zu können.

geschlossen ist, so hat er sich gründlich geirrt. Ja, die Verblendung der Frankfurter geht so weit, daß der größte Teil der Ahas Jeshurun nun sogar die Forderung stellt: „Eine Neuwahl vornehmen! Herr Dr. Breuer hat gekündigt, hat Abschiedsrede gehalten, die Stelle ist also vakant geworden und kann nicht wieder ohne eine Neuwahl besetzt werden!“ — Nun, Herrn Dr. B. bleibt noch immer die Möglichkeit, diese Forderung als das Bestreben aufzufassen, ihm durch eine Neuwahl ein großartiges Vertrauens-Votum zu geben. —

Was nun kommen wird, weiß man nicht. Sicher ist, daß die Ahas Jeshurun gar nicht erbaut ist von dem Spott, für den sie Herrn Dr. B. vertrauensvoll sorgen lassen kann. Thatsache ist ferner, daß Herr Dr. B. am Sabbat nach seiner Abschiedsrede noch keine Antrittsrede gehalten hat, was man doch in Analogie dessen, daß auf „Schwarz-Schabbos“ (Sabbat Chason) der „Sabbat Nachamu“ folgt, wohl hätte erwarten können. —

In der größten Verlegenheit wird freilich der — liebe Gott sein. „Der Ribbaunau schel aulom wird sich“ — wie Rabbi Tewele Bondi einst in einer Deroscho sagte — „jezt gar keine רצון (keinen Rat) mehr geben können“, was Er jezt mit der bedrohten Grenzprovinz „Schiffschul“ anfangen soll, da der „treue Diener“, der „bedeutende, charakterfeste, außerordentlich gelehrte und befähigte Mann“*) sich nun weigert, die „Residenz“ zu verlassen, und im „Bewußtsein, in Wien für unsere heilige Sache wie wenige wirken zu können“, die Stelle an der Wiener „Schiffschul“ anzunehmen.

In diese Verlegenheit hätte Herr Dr. B. den Ribbaunau schel aulom wirklich nicht bringen sollen, ebensowenig wie es der „Israelit“ verdient hat, von Herrn Breuer so dementiert zu werden. Die neuesten Nummern des „Israelit“ enthalten kein Sterbenswörtchen über Herrn Dr. B. und sein Bleiben in Frankfurt — ist das nicht ein beredtes Schweigen? — *Difficile est satyram non scribere.* „Es fällt schwer, keine Satyre zu schreiben.“

Zur Lage in Ungarn.

O. W. Budapest, 28. August.

Sehr geehrter Herr Redakteur! Gestatten Sie mir, daß ich von hier aus mein vielleicht bescheidenes Wort erhebe, um die Lage der Juden in Ungarn von etwas neuerem, aber wohl nicht ganz neuem Gesichtspunkte aus zu beleuchten.

Es geschehen hier auch Dinge, die gewiß bald — sobald sie Gelegenheit haben — dieselben Ereignisse zeitigen werden, ja vielleicht noch in häßlicherer Form, wie die Wiener Angelegenheiten. Leider sind unsere konfessionellen Blätter zu sehr von Parteizwist befallen und vergeuden ihre besseren Kräfte, Neologe und Orthodoxe, auf gegenseitige Niederreißung, als wenn sie gar keine äußeren gemeinsamen Feinde hätten. Und in der Beurteilung der Ereignisse und deren Konsequenzen sind sie etwas optimistisch.

Die Rezeption hat uns ganz verblüfft; ich meinerseits glaube nicht so fest an die wirkliche überzeugungstreue Judenfreundlichkeit der liberalen Partei.

*) Vgl. „Israelit“ Nr. 66: „Ein Wort zum Abschied.“

Sehr oft bemerke ich Symptome, wo mir die „Verfolgung“ der Volkspartei durch die Regierung nur als eine scheinbare Verfolgung vorkommt. Vielmehr glaube ich schon seit langer Zeit, daß unsere Regierung hier — à la Badeni — eine Macht emporkommen läßt, die ihr gar nicht so sehr zuwider ist, um im geeigneten Momente sich mit diesem „Feinde“ zu fusionieren. Unsere liberalen Blätter wettersen darin, daß sie bei Mittheilung einer Volkspartei-Versammlung die Anzahl der Anwesenden auf die Hälfte oder sehr oft auf den zehnten Teil verkleinert vorgeben. Warum die Krankheit nicht konstatieren, so wie es ist und steht? Durch solche gewissenlose Ignoranz wird der antisemitischen Volkspartei nichts geschadet und den Juden nichts genützt. Oder heißt das schon die „Verfolgung“ der Volkspartei? Wer weiß, ob diese Ignoranz nicht auch einen feineren, taktischeren Antisemitismus in sich birgt, und die jüdischen Mitarbeiter der liberalen Blätter, die solche Irrdaten verbreiten und dadurch die Verteidigung hemmen — oder sich zur Verteidigung erst zu spät anschicken — sind auch die unwillkürlichen Mitarbeiter des Antisemitismus. Vieles, vieles sollte bei uns anders sein, als es ist. Wir haben in den letzten Jahrzehnten sorgloser gelebt, als unsere deutschen Stammesgenossen, wir waren mit dem Antisemitismus nie in solch direktem Verkehr, als unsere deutschen und österreichischen Genossen, und haben von den Ungarn gelernt, den Schaden, das Feuer erst dann wahrzunehmen, wenn uns das Feuer schon auf die Nägel brennt.

Im Parlament sitzen die Juden — mit Ausnahme eines — auf den Regierungsbänken. Wenn es wahr ist, daß das ungarische Volk so tief in der Seele den Juden gut gesinnt ist — was ich selbst glaube —, wozu dann diese unbegrenzte Anhänglichkeit zur Regierungspartei, da es ja doch nicht die Regierung ist, die uns beschützt, sondern die öffentliche Meinung, das Volk. Die liberale Partei, also die Regierung, ist in dem Auge des Volkes so ziemlich unsympathisch, und unsere jüdischen Abgeordneten — die nebenbei gesagt, die dringendsten Gelegenheiten versäumen, um ihre Worte gegen die gewissenlosen und höchst ungeseligen Blutmärchen-Agitationen der Volkspartei zu erheben — degradieren sich meistens zu willenlosen Stimmapparaten der Regierung.

In der Lueger-Angelegenheit hat auch kein einziger Liberaler das Wort erhoben, um die Regierung zu interpellieren, sondern nur ein 1848er Opponent, Meßlenyi, war es, der dies that. Die Vogel Strauß-Politik-Antwort des Ministerpräsidenten ist Ihnen ja gewiß bekannt.

Was nützt es uns, wenn einzelne jüdische Großindustrielle oder Großkapitalisten mit Ritterorden dekoriert werden, nebstbei aber die Verbreitung, ja sogar sehr oft die ungeselichste, hegerischste Verbreitung des Antisemitismus geduldet wird? Das dürfte auch dem „Antisemitismus“ etwas ähnlich sein — dekorieren wir den Juden, aber nehmen wir ihnen die Lust.

Ungarn war bis in letzter Zeit eine Insel der religiösen Toleranz. Wenn wir aber auch hier den Boden verlieren, welches Land wird dann das für die Antisemiten beschämende Beispiel bieten, um sie vor noch frecheren Hekereien zurückzuhalten?

Nördlich haben wir galizischen und russischen Antisemitismus, westlich den österreichischen und deutschen, südlich

den rumänischen Antisemitismus.

Das Volk der Juden gut gesinnt, stammt daher, wo und sorgenlos lebt, mehr der Fall.

spielt das wirtschaftliche Leben auch unsere, über die Juden werden. Außerdem werden bewohnt, die waren, als die

Nach diesen der Verbreitung denken. Die Antisemitismus in ihrer Meinungen

Budapest ist nicht direkt beobachtet, großen Anzahl von der Provinz ist da, über den Antisemitismus diese Meinungen

Vielleicht möglicherweise, entferne und wichtige

Wo

Geheimrat bei uns auf der Veranlassung auf die Sündenbock zu machen

Juden, u. in Geheimrat Kaiser sozialistischen Ab ein getaufter Ju über berichtet d folgendes: „Geh mit Erfolg als thätig gewesen.

Auswärtige Amt sich dort durch se Frage auf, wie m und dazu wurde i Kaiser war daz zeuge. Bei dem Herbert Bismarck noch ein ausgem genutzt.“ Sprach pagner übers

den rumänischen — nun fehlt uns noch der radikale ungarische Antisemitismus.

Das Volk der Magyaren ist im Grunde genommen den Juden gut gesinnt. Diese jedoch mehr phlegmatische Güte stammt daher, weil das Volk hier fast immer materiell gut und sorgenlos leben konnte. Das ist aber heutzutage nicht mehr der Fall. In dem heutigen antisemitischen Konzert spielt das wirtschaftliche Elend die Baßgeige, und dadurch können auch unsere, sonst edelgesinnten Bayern ihre Meinungen über die Juden ändern, besonders wenn sie dazu aufgehetzt werden. Außerdem ist ja die Hälfte Ungarns von Nationalitäten bewohnt, die den Juden nie so edel und gutgesinnt waren, als die Ungarn.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß wir in Beurteilung der Verbreitung des Antisemitismus in Ungarn sehr falsch denken. Die Beobachtungen über den Wasserstand des Antisemitismus in Ungarn werden in Budapest fertigt. Die Verfasser dieser Beobachtungen sind meist Juden, die dann ihre Meinungen durch die Budapest Journalistik bekanntgeben.

Budapest ist aber eine Stadt, wo man den Antisemitismus nicht direkt beobachten kann. Wir leben hier inmitten einer großen Anzahl von Glaubensgenossen, auf dem Lande und in der Provinz ist das aber anders. Deshalb sind die Meinungen über den Antisemitismus in Ungarn sehr oft optimistisch, weil diese Meinungen meistens aus Budapest Quellen herrühren.

Vielleicht werden wir noch rechtzeitig unsere Lage objektiver beurteilen, damit der Parteizwist sich aus unserer Mitte entferne und wir unsere Aufmerksamkeit auf andere, derzeit viel wichtigere Ereignisse lenken können.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 3. September.

— Geheimrat Kayser. Die Kolonialskandale, die jetzt bei uns auf der Tagesordnung sind, haben unsere Widersacher veranlaßt auf die Suche nach dem allezeit bewährten jüdischen Sündenbock zu gehen. Während sie aber sonst sich erst den Juden „machen“ müssen, haben sie ihn diesmal wirklich gefunden, u. z. in der Person des Kolonialdirektors Kayser. Geheimrat Kayser — ein Better des ungetauften ehemaligen sozialistischen Abgeordneten Max Kayser — ist in der That ein getaufter Jude. Wann und wie er getauft wurde, darüber berichtet die hiesige antisemitische „Deutsche Zeitung“ folgendes: „Geheimrat Kayser war als angehender Jurist mit Erfolg als Repetitor der Söhne des Fürsten Bismarck thätig gewesen. Aus Dankbarkeit nahm ihn der Fürst ins Auswärtige Amt als Sekretär, und Herr Kayser bewährte sich dort durch seine offiziellen Fähigkeiten. Es trat dann die Frage auf, wie man ihn in die höhere Karriere bringen könne, und dazu wurde ihm bedeutet, daß er sich taufen lassen müsse. Kayser war dazu bereit, und Herbert Bismarck ward Taufzeuge. Bei dem sich daran anschließenden Feste trat Graf Norbert Bismarck auf Kayser zu und sagte: „Sie sind doch noch ein ausgemachter Jude; die Taufe hat Ihnen gar nichts genutzt!“ Sprachs, und schüttelte ihm eine volle Flasche Champagner übers Haupt. So wurde Kayser Christ!“ — Das

antisemitische Organ merkt wohl gar nicht, daß es anstatt der Juden die Tauferei verspottet!

— „Eine Lobrede auf das Judentum“, gehalten von Herrn Bürgermeister Brinkmann in Königsberg auf dem anlänglich der Synagogenweihe veranstalteten Festessen, hat die verschämte und unverschämte antisemitische Presse in Aufruhr gebracht. Herr Brinkmann sagte u. a.:

„Hier in Königsberg leben die Befürworter aller Religionen und aller Konfessionen in Frieden und Eintracht neben und mit einander. Daß dem aber so ist, daran hat auch die hiesige jüdische Bevölkerung selbst kein ganz geringes Verdienst. Nur einiges sei mir in dieser Beziehung auszuführen gestattet. Darf ich beginnen mit dem, was mir zunächst liegt, so muß ich rühmend und dankend anerkennen die thätige und aufopfernde Mitarbeit unserer israelitischen Mitbürger nicht bloß in der städtischen Verwaltung, sondern überhaupt in allen öffentlichen Angelegenheiten. Nur ungern und gewiß zum Schaden der Gesamtheit würden wir missen die Anhänger des mosaischen Glaubens in unserer Stadtverordnetenversammlung, in unserm Magistratskollegium, in den vielerlei Kommissionen und Deputationen, in den städtischen und sonstigen Ehrenämtern. Und so manches schöne und gute Werk wäre unterblieben oder doch nur halb geblieben, wenn nicht unsere jüdischen Mitbürger mit Rat und That mitgeholfen hätten und noch mithelfen würden. Wie wenig beanspruchen sie selbst dagegen fremde Beihilfe! . . . Nicht daß ich meinte, Armut käme bei ihnen überhaupt nicht vor! Aber stärker als anderswo wirken bei ihnen die Bande der Familienzusammengehörigkeit und der Freundschaft, groß und bewundernswert ist ihre Gatten- und Kindesliebe, und mancher glaubenseifrige Christ könnte sich hierin von ihnen ein Vorbild nehmen. . . . Empfänglich für jede Weiterentwicklung des Menschengeschlechts, erglöhnt für Kunst und Wissenschaft, erfüllt von wahrer und echter Humanität, dabei folgsam den Staatsgesetzen und königstreu, — so steht nicht bloß vor meinem Geiste derselbe Jude, den man ehemals verbrannte und dem heute noch verblendete Fanatiker seine Rechte kürzen wollen. Und wenn der einst die Gegensätze der Religionen und der Konfessionen sich derart ausgeglichen haben werden, daß der Mensch nur noch nach seinem innern Werte geschätzt und beurteilt wird, alle andern Unterschiede dagegen bedeutungslos geworden sein werden, wenn das Menschentum diesen Triumph erleben wird, so hoffe ich, daß bei der Feier dieses Triumphes die Königsberger Synagogengemeinde nicht unbeteiligt bei Seite stehen wolle. . . .“

Die gegnerische Presse spricht die Hoffnung aus, daß Herr Brinkmann sicherlich demnächst zum Judentum übertreten werde. Jüderthat verdiente der Bürgermeister von Königsberg Jude zu sein, obwohl er der Königsberger Gemeinde nichts als Gerechtigkeit hat widerfahren lassen.

— Juden und Christen und ihre Feiertage. Dem streng-katholischen „Westf. Merkur“ wird geschrieben: „Die Staatsbürger-Zeitung“ ereifert sich darüber, daß in Kottbus der Herbstviehmarkt wegen des jüdischen Neujahrsfestes verlegt worden ist, während das Ersuchen, den großen Viehmarkt des Frohnleichnamstages wegen um acht Tage zu verschieben, abschlägig beschieden wurde. Trotz des Frohnleichnamstages fand der Viehmarkt statt und wegen des jüdischen Neujahrsfestes ist er verlegt worden. Wir begreifen und teilen die Gefühle der Katholiken über diese sonderbare Handhabung katholisch-jüdischer Parität; aber wir möchten da auf eine andere, als gerade die paritätische Seite der Sache hinweisen. Wenn der Viehmarkt am israelitischen Neujahrstage nicht verlegt worden wäre, so wären die Juden, in deren Händen der Viehhandel liegt (?), nicht gekommen und dann war zwar im Kalender Viehmarkt, aber es war kein Vieh da. Wir sind überzeugt, die Juden hätten eher auf das Geschäft verzichtet, als daß sie einen ihrer ersten Feiertage entweiht hätten. Das ist aber sehr respektabel von den Juden und verdient Nachahmung.

Nun braucht ein Viehmarkt nicht nur Verkäufer, sondern auch Käufer, und die Käufer sind Christen. Wenn diese nun auf Frohnleichnamstag nicht gekommen wären, um zu kaufen und die Juden hätten ihr Vieh wieder heimtreiben können, dann sind wir überzeugt, würde das nächste Mal ohne Eingabe der Frohnleichnamstag ein Grund gewesen sein, den Viehmarkt zu verlegen.“ — Wir haben diesen sachlichen und zutreffenden Ausführungen, ein einziges Fragezeichen ausgenommen, nichts hinzuzufügen.

— Auch Du, mein — Tasso?! Ein höchst interessanter alter Pfandschein ist in Florenz in einem Kuriositätenladen aufgestöbert worden. Er fand sich in einer Mappe, die mit alten Briefen und Skizzen gefüllt war und trägt das Datum 1570. Die Unterschrift — man höre und staune! — ist die des Torquato Tasso und der Schein enthält die Worte: „Ich, der Unterzeichnete, bestätige hiermit den Empfang von 25 Lire von Signor Abraham Levi, wofür er als Pfand erhalten hat: ein Schwert meines Vaters, 4 Leintücher und zwei Tischdecken.“ — Am 2. März 1570. Torquato Tasso“.

— Die Juden und der Weltfrieden. Gelegentlich des in Saratoga (Amerika) tagenden Kongresses für schiedsrichterliche Beilegung von internationalen Streitfällen haben die jüdischen Bürger von New York und anderen Städten eine Kundgebung für die Bestrebungen des Kongresses in großem Maßstabe erlassen. Von besonderem Interesse ist es, daß die Seelsorger nicht nur der amerikanischen, sondern auch der englischen Gemeinden von Kanada mit ihrem ganzen Einflusse für den Kongreß eintreten. Die Kundgebung schließt mit den Worten: „Wir Seelsorger verpflichten uns, von der Kanzel und der Tribüne, durch die Presse und durch Vereine die heilige Sache des Friedens zu fördern und bei jeder Gelegenheit die öffentliche Meinung zu belehren, daß die schiedsrichterliche Entscheidung der einzige Weg zur Beilegung internationaler Differenzen ist, der der Vernunft, der Menschenliebe, der Gerechtigkeit und Frömmigkeit entspricht.“

Feuilleton.

Der Fanatismus des Glaubens und der Fanatismus des Unglaubens.

(Zum Neujahrsfeste.)

Die Religion hat schlimme Feinde, die ihr auf ihrem eigenen Boden erwachsen; einer der heftigsten und gefährlichsten war von jeher der wahnwitzige Eifer, der keine andere Meinung neben sich dulden will, der unter der Maske der Frömmigkeit in der Vergötterung der eigenen Ueberzeugung soweit geht, daß er gegen jede andere mit Feuer und Schwert wüthet.

Nicht ganz so schlimm als anderwärts hat die Unduldsamkeit auf dem Boden unserer Religion geraft, deutlich sprechen es unsere Propheten, unsere Weisen aus, daß Gott nicht im Sturm, nicht im Feuer, sondern in der Milde und Liebe sich offenbart; aber Opfer genug hat der Fanatismus auch in unserer Mitte gefordert; der Talmud meldet, daß der Tempel zu Jerusalem in der Zeit des Titus zerstört worden ist „durch Streiten um nichts“, durch Rechthaberei, die geringe

Unterschiede gewaltig aufbauschte und den Bürgerkrieg in das von den Römern bedrohte Land trug.

So ansteckend ist die Unduldsamkeit, daß sogar diejenigen, welche unter außerordentlichen Gefahren der Inquisition entflohen waren und in freien Ländern Gemeinden gebildet hatten, in ihrer eigenen Mitte den finstern Geist der Verfolgung nährten, der in ihrem Mutterlande so übermächtig war und unter dem sie selbst so sehr gelitten hatten, daß in diesen neuen Gemeinden, wie bekannt, zuweilen Bann und Acht verhängt wurde über diejenigen, die auf anderen als den vorgeschriebenen Wegen Gott suchten.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts lobten die Glaubensfeuer auf den Vorhöfen jüdischer Gotteshäuser; freilich wurden nicht Menschen, sondern Bücher verbrannt; aber es waren doch Bücher voll religiösen Geistes, Mendelssohns Uebersetzungen der heiligen Schriften, an denen sich roher und unwissender Eifer so keck versündigte.

Noch heut züngelt das Feuer des Fanatismus überall empor auch in unsern Kreisen, und ein Mann, der sein ganzes Leben jüdischer Wissenschaft gewidmet hat, ist nicht davor sicher, daß irgend ein Ketzerichter über ihn den Stab bricht und ihn als einen Abtrünnigen und Verlorenen verklagt. Indes, so unbequem und beschwerlich der religiöse Fanatismus heute werden mag, als gefährvoll ist er wohl kaum zu bezeichnen; man kann es beklagen, daß der ohnedies schon mächtigen Phalanx der Feinde aller Religion durch diese Unduldsamkeit noch Vorschub geleistet wird, daß der so notwendige Bund zwischen Religion und Aufklärung, die zu einander gehören wie Gemüt und Geist, durch diese despotischen Gelüste des Glaubens gelockert wird, aber jene Ausschreitungen der Glaubensverfolgung, von denen aus früherer Zeit berichtet wird, sind heute nicht mehr wahrscheinlich.

Weit bedenklicher ist heute der Fanatismus der Irreligion, der an Heftigkeit, an Gleichgiltigkeit in der Wahl der Mittel dem religiösen Uebereifer früherer Zeiten nichts nachgibt, der auch schon sich mit Blut befleckt hat, wie vordem die Glaubensgerichte. Was hat heute ein Israelit zu dulden, der den Glauben seiner Väter mit ganzer Seele bekennt und ihn in seinem Leben bewahren will, der noch die Altäre verehrt, auf denen Israel seinem Gott opfert.

Der Sänger der Psalmen rühmt von sich: „Uebermüthige verspotten mich gar sehr; von deiner Lehre bin ich nicht gewichen.“ Das ist inderthat ein stolzer Ruhmestitel. Ein großes Martyrium für eine heilige Sache zu erdulden ist leichter als all die kleinen Nadelstiche auszuhalten, die heut in Ueberfülle dem religiösen Menschen vonseiten seiner Kameraden, seiner Freunde, ja im elterlichen Hause selbst zu teil werden. Um sein Leben hinzugeben bedarf es der Begeisterung des Moments: dann ist alles vollbracht und der religiöse Heroismus hat triumphiert. Aber all den Pfeilen zu widerstehen, die aus dem unerschöpflichen Köcher des Spottes hervorgeholt werden, dazu gehört eine Geduld, eine Ausdauer, eine stille Tapferkeit, die höchst selten sind, die hoher Ehren wert sind.

Wenn noch der Spott von denen käme, die nicht zu unserm Glauben sich zählen, die fremd unseren Bräuchen und Lehren gegenüber stehen. Aber so ist es nicht; hier gilt das

Wort des Propheten gehen aus dir her Lager und Spott um den Genossen befinden und in Hohn der Fremden zu wehren, und nicht unseres Glanzes anderer sittliches Gefühl losen Worten zu schmeicheln gegen die die in jedem An dem der Genossen

So ein Mann und zum Gottesknecht, flugs schenkt er sich die Frömmigkeit; so fern halt, so heiligt die Hande bestreift, festhält und nicht passieren, daß dieser Eitle ist sind, an seiner Heiligkeit hin

„Die Ueberwundenen“ wie fest man Ueberzeugungen mals wurde wurde sie stud aber liegt sie seit: für jede nur für den D gäbe es nicht lunge, die sich Kündigung der jüdische Kanzeln findet sich aber ein wackerer un ist, der es zu lernen und das Frommen sein halten, ob sie lision gar zu Bilder zeigen o könne.

Ja, aus kann man w schäfflich wie nicht den väter Anarchie des Heimat diese es die Erschla hervorruft.

„Der Ueberwinder“ besonders von

Wort des Propheten: „Die dich zerstören und dich verwüsten, gehen aus dir hervor.“ Unsere Feinde befinden sich im eigenen Lager und spotten oft nur, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, um den Genossen in den Sumpf zu ziehen, in dem sie sich befinden und in dem ihnen garnicht behaglich ist. Gegen den Hohn der Fremden ist es nicht schwer sich zu verschanzen, sich zu wehren, und im allgemeinen sind unsere Landsleute, die nicht unseres Glaubens sind, in der Achtung vor den Heiligtümern anderer Bekenntnisse erzogen; wer schon nicht so viel sittliches Gefühl hat, hat meist soviel Lebensart, um nicht mit losen Worten zu entweichen, was andere verehren. Aber wer schützt gegen die Pfeile, die unsere Nächsten gegen uns zielen, die in jedem Augenblick uns bedrohen, gegen den Spott, mit dem der Genosse den Genossen überschüttet?

So ein Jüngling heut noch nicht das Beten verlernt hat und zum Gottesdienst nach dem Gotteshause seine Schritte lenkt, flugs schelten ihn die Kameraden einen Betbruder, einen Frömmeler; so er mit sittlichem Sinn von Trinkgelagen sich fern hält, so heißt er ein Kopfhänger, als ob die Freude im Rausche bestehe; wenn nun gar einer an jüdischem Brauche festhält und nicht nach jeder Speise langt, dann kann es ihm passieren, daß seine jüdischen Freunde, die selbst lange an dieser Sitte festgehalten und erst seit gestern so klug geworden sind, an seinen gesunden Sinnen zweifeln und sich ungebändigter Heiterkeit hingeben über diesen in der Kultur Zurückgebliebenen.

„Die Uebermütigen verspotten mich,“ verdunkeln die lautersten Beweggründe, verhöhnern die sittlichsten Empfindungen; wie fest muß ein Charakter sein, wie stark der Schild seiner Ueberzeugungen, wenn diese Speere nicht durchdringen! Einstmals wurde die Thora studiert um Gottes willen; später wurde sie studiert um Gottes und des Antes willen; heute aber liegt sie in unserem Vaterlande fast ganz verachtet abseits; für jeden Beruf giebt es eine Ueberfülle von Kräften; nur für den Dienst der Religion finden sich wenige bereit, und gäbe es nicht in den Nachbarländern noch israelitische Jünglinge, die sich dem Thorastudium widmen und für die Verkündigung der religiösen Lehre sich ausbilden, so ständen viele jüdische Kanzeln in deutschen Landen längst leer und verlassen; findet sich aber, und sei es selbst in einer frommen Familie, ein wackerer und begabter Mensch, dem das Judentum heilig ist, der es zu seiner Lebensaufgabe machen will, die Thora zu lernen und dann zu lehren, so mag er zusehen, ob selbst diese Frommen sein Streben nicht für überspannt und phantastisch halten, ob sie es ihm nicht vorhalten, daß er es mit der Religion gar zu ernst nehme, daß sie ihm allerhand lockende Bilder zeigen von dem, was er auf anderen Gebieten erreichen könne.

Ja, aus dem Munde von Predigern der Thora selbst kann man wohl den Ausspruch hören, der dann so leidenschaftlich wie ein Gelöbniß hervorkommt, daß ihre Sprossen nicht den väterlichen Beruf wählen sollen, und wenn auch die Anarchie des jüdischen Gemeindelebens in unserer engeren Heimat diese Uebelstände mitverschuldet, in der Hauptsache ist es die Erschlaffung des religiösen Sinnes, die diesen Jammer hervorruft.

„Der Uebermut treibt seinen Spott mit mir,“ das gilt besonders von dem, der, weil er seinen Gott und seinen

Glauben lieb hat und ihn verschmäht und verachtet sieht, dem Banner der Thora folgt und sich völlig ihr weihet. Wer andere Studien treibt, der wird in dieser gar so nüchternen und klugen Zeit nicht darnach gefragt, ob er dazu inneren Beruf hat; wer das Thorastudium ergreift, der wird auch dann noch verspottet, wenn er dazu den lebhaftesten, leidenschaftlichsten Drang verspürt. O, dieser kalte Hohn erreicht nur zu gut seinen Zweck; er erkaltet selbst die Gemüter, die einstmal warm für ihren Glauben empfunden haben; wer aus dem frommen Vaterhause in die Fremde zieht und dann nach wenig Jahren zurückkehrt, dem ist meist jüdische Sitte fremder geworden, dessen Herz ist dem Spotte der Uebermütigen erlegen. Wahrlich es ist ein großes Wort: „Uebermütige verspotten mich; von deiner Lehre bin ich nicht gewichen.“ Nicht Schwert und Folter sind so gefährlich als diese Dolche und Pfeile des Wortes. Aber der Säger meldet auch in dem schlichten Verse, wodurch es ihm gelungen ist, sich gegenüber diesem Schwarm von Feinden zu behaupten: achten wir wohl auf das Wort „von deiner Lehre bin ich nicht gewichen.“ Das wars, was ihn schützte, daß er nicht um Haarsbreite wich, daß er von seinen Grundsätzen nicht das geringste Zugeständnis machte; schlicht und gerade seinen Weg weiter wandeln, das ist das einzige Mittel, den Spott zu entwaffnen.

Dem Frommen ziemt es nicht, gegenüber der Unduldsamkeit selbst unduldsam zu werden; nicht aus dem Treiben der Menschen, sondern aus uns selbst und aus Gottes heiliger Lehre sollen wir die Richtschnur unseres Handelns holen; „die Uebermütigen verspotten dich gar sehr“, gar sehr, d. h. sie tasten nicht nur dich an, sondern auch deine Heiligtümer, dennoch schilt sie nicht, klag sie nicht an, suche sie auch nicht zu widerlegen, denn der Spötter will nicht widerlegt werden, und ist darum nicht zu überzeugen, sondern zeig ihnen durch die That die Zwecklosigkeit und Fruchtlosigkeit ihres Beginns, indem du nicht nach rechts und nicht nach links abweichst, indem du dich weder zu ihnen hinüberlocken, noch gegen sie erbittern läßt.

Als einst ein schulbloßer Mann, der an einer Hochschule lehrte, plötzlich in die Kerker der Inquisition gerissen wurde und dort fünf Jahre schmachtete, begann er seine Vorlesung, nachdem er befreit wurde, damit, daß er ohne weiteres an jene vor fünf Jahren abgebrochene Vorlesung anknüpfte, daß er den ganzen Schrecken nur als eine Episode, als eine unnötige Unterbrechung auffaßte. Etwas von jener Unempfänglichkeit gegen die Einflüsse der Außenwelt müssen diejenigen besitzen, die den Anfechtungen der Gegenwart gegenüber ihre sittlich religiösen Anschauungen aufrecht erhalten wollen.

Nur die Frömmigkeit, die nicht wankt und weicht, hält gegenüber diesen Angriffen Stand; auch wenn sie nach rechts ausweiche, wenn sie aus Widerstandslust die Frömmigkeit übertriebe, ist die Gefahr vorhanden, daß sie dann nach links ausbiegt und aus dem Extrem der Ueberfrömmigkeit in das der Unfrömmigkeit gerät. Unsere Alten deuten den Psalmers auf diejenigen, die im Exile leben, und sagten, der Spott, der den Gottesfürchtigen galt, lautete: „Wer Euch verbannt hat, wird Euch nicht wieder zurückführen.“ Ähnlich lautet der Ruf auch in unseren Tagen: „Das Judentum hat

keine Zukunft"; aber es ist stets ein Kunstgriff der Trägen, sich damit zu entschuldigen, daß ja die Arbeit doch fruchtlos sein werde; einer, der kühn das Banner der Wahrheit erhebt, kann tausende begeistern, ihm zu folgen; ein Feigling kann viele mit seiner Furcht anstecken. Im Kampfe des Geistes entscheidet nicht die Menge, sondern der Mut und die Kraft der Wahrheit.

B. R.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Nachdruck untersagt.

"Guten Segen dem Unwürdigen aus der Herde Christi, hochwürdiger Vater," brach er, den Kopf bis auf die Fensterbank herunterbückend, ab und murmelte ein Paternoster zwischen den verschrumpten Mundwinkeln hinter der wohlgenährten, schwarzen Gestalt drein, die mit erhobenen Händen zwischen den auf die Kniee gefallenem Leuten durchschritt und murmelnd einen lateinischen Segenspruch über sie auspendete.

"Sybille, Kind," sagte der Alte, den Kopf wieder erhebend, unwillig, "sahst Du nicht, daß der Hochwürdige vorüberging?"

Das Mädchen hatte nur auf die ersten Worte des Vaters Acht gegeben und während der Andachtsbezeugung desselben noch immer aufmerksam die Straße hinuntergeblickt.

"Also ist die schöne Tamar gar nicht seine Schwester?" versetzte sie nachsinnend.

"Wessen Schwester, — wessen Schwester, Kind?" brummte der Alte, mürrisch zu ihr aufstarrend.

Sybille schüttelte den Kopf, ohne zu antworten, sie warf noch einen Blick durchs Fenster, aus dem der Alte wieder auf die Straße hinausschaute; dann trat sie ins Zimmer zurück und beschäftigte sich mit den Blumenstöcken am Kaminofen, von denen sie hier und da ein welkes Blatt abbrach und leise dazu Bruchstücke einer alten Volksweise vor sich hinstimmte.

Der junge Mann, den der Thorwart Junker Hellem genannt, war unbekümmert weiter geschritten. Ab und zu mochte er sich wundern, daß die Leute sich seiner noch so genau erinnerten; war er doch fast noch ein Knabe gewesen, als er die Stadt verlassen. Oft hörte er im Vorübergehen: "S'ist der Sohn des alten Kaleb, er bringt neues Gold aus der Fremde," und ein mißgünstiger Blick folgte ihm nach. Manchmal rief auch er einen Gruß hinüber oder stand flüchtig still, wechselte ein paar Worte mit einem Bekannten und reichte diesem und jenem die Hand.

So kam er tiefer ins Innere der Stadt. Allmählich wurden die Straßen winkliger und enger, oben traten die gezackten Giebel dichter zusammen, und nur ein dämmerndes Licht fiel mehr von dem schmalen Stückchen grauen Himmels, das darüber lag, herab.

Hellem aber ging unbeirrten Fußes aus einer Gasse in die andere, bis er an eine Stelle kam, wo ein massives Steintor mit doppelter Gitterthür vor ihm die Straße abschloß. Die Eisengitter waren geöffnet, doch er blieb vor ihnen stehen und ordnete seine Kleider. Er gürtete sich fester und schlug den Staub von seinen Füßen, dann trat er mit klopfendem Herzen über die Schwelle des Thors.

Dies führte in eine enge, von hohen Häusern umschlossene Gasse, die auffällig von den andern, welche er eben durchwandert, abstach. Dampflustig war es darin wegen des beschränkten Raumes, doch trotzdem atmete die Brust leichter, denn es war angenehm kühl, und eine reine Frische wehte aus dem alten Gemäuer und aus dem Boden herauf. Es war alles sauber umher, und that dem Auge und der Nase wohl nach dem Murat, der die übrigen Gassen bedeckte. Die Häuser sprangen unregelmäßig vor und traten zurück; stellenweise war der Raum zwischen ihnen so beschränkt, daß man die Hand aus einem Fenster ins andere hinüberzureichen vermochte. Steintreppen führten ab und zu in die fast ohne Ausnahme offenstehenden Thüren, darauf lag Gerät und Gerümpel aller Art aufgestellt und gehängt. Alles alt und mit sichtbaren Spuren des Gebrauchs, aber sorgfältig gesäubert und gepuht, daß kein Stäubchen daran hing. Trödelwaren vergangener Zeit, Geschirr zum Tagesbrauch und verblichene Malereien in verschossenen Rahmen, auch Röcke und Beinkleider darunter und sonderbarer Ausrüstung; das geringste nicht verschmäht und jede Lücke des beschränkten Raumes erwägungsvoll ausgefüllt. Sparsamkeit und Thätigkeit lauerten überall und blickten dem Beschauer mit verständigen Augen entgegen. Sie thaten es jetzt auch mit wirklichen Augen, klugen, beweglichen Kinder-Augen, die aufmerksam umschauend auf den Stufen hockten und dem Gespräch der Alten zuhörten, die, ihre Bärte streichend, behäbig in den Thüren saßen oder standen und den Tagsgewinn überschlugen, oder über die Welt sprachen und über dies und jenes, was Simeon gesagt, der Sohn des Zachur, der ein Stern war unter seinem Volk, und was er erlebt auf seinen Reisen in der Fremde, und was er mit sich gebracht in die Heimat.

Mit verwunderten Augen blickte Hellem umher. Die Bilder seiner Kinderheimat waren vor seiner Erinnerung verblichen und sahen ihn seltsam befremdlich und doch wiederum schmerzlich vertraut an.

Die Welt draußen war so groß, und er hatte sie so frei und so fröhlich durchgemessen, und während all der Zeit, da die Sonne geschienen, Winter und Frühling gekommen und verschwunden und wieder gekommen in langer Reihe, hatten sie zusammengedrückt hier gesessen in der dumpfen Gasse, die den Himmel nicht sah und kein Vogellied vernahm. Das eherner Gitter that sich auf, wenn der Tag kam, und es schloß sich zu mit der Dämmerung, wie der Käfig eines Raubtieres, das der Wärter mit der Peitsche hinter die Stangen zurück-schnecht. Kalt und eisern lag das Gitter zwischen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, die in den Kirchen gepriesen und in den Christenschulen gelehrt wurde, und dahinter hatten sie gesessen mit dem tausendjährigen Gram auf der Stirn, abgeschnitten von aller Lebensfreudigkeit, die Kinder und die blühenden Mädchen des alten Bariavolks, bis sie weß vor der Zeit geworden und ihre Sehnsucht aus dem verfallenen Glück der Gegenwart sich hinüberflüchtete in die uralten Mären der Heimat, die von den Vorvätern auf die Väter gekommen, die sie mit gläubig vertrauensvollen Lippen wiederholten, daß ihre Söhne sie dereinst den Enkeln überlieferten. Geduldig hatten sie hinter dem Gitter geharrt, bis es sich öffnete und sie hervortraten, um zu handeln, zu handeln, zu

handeln; ehrlich
bis zum Abend,
ihre bedrückte
ihnen schloß, um
wischen von der
peitschen den Be
Brand ihrer Gei
zogen und wegg
das Geld zählen
samkeit vermehrt
sich wogten.

Ein bitteres
des Abgangs,
ihn mit wilden
des alten Kaleb
empfinden wie i
Gehlen, es gie
Jühe gekracht,
eintrafen, und
dem hundert G
aus und lösten

Freudig er
die Hand. Am
in den Fesseln
die Tropfen
Judentum
Gasse hinunter
und in der D
schwand. Am
dichter die Me
tragend hinzu:
einander, nur d
gierig mit den
Jubel tief don
it Hellem, der
der Fremde."

Wöglich v
denn ein Har
Thor drehte si
sich. Hellem b
rändes umher
flamnte in sein
Umstehenden
hatten ihn lau
Ausdruck seine
lag über ihnen

Einige Se
totenstill. Abg
das Recht hatt
in der Abendk
unmöglich bitter
das ausgestoße
Von dem
glocke der Ch
von dem Hau
von den Wäc
sei, und daß

handeln; ehrlich und im Schweiß ihres Angesichts vom Morgen bis zum Abend, bis zu der Stunde, wo sie zurückkehrten in ihre bedrückte Heimat, und das Thor sich freischend hinter ihnen schloß, und sie die Fußtritte der Christenschuhe abwuschen von den Gliedern, und auf die Striemen der Christenpeitschen den Balsam legten, mit dem ihre Vorfahren den Brand ihrer Geißelhiebe besänftigt, und saubere Kleider anzogen und vergnügt bei den Thoren saßen, schwachend und das Geld zählend, das ihr Fleiß erworben und ihre Sparsamkeit vermehrt, und auf dem die Träume ihrer Zukunft sich wiegten.

Ein bitteres Gefühl beschlich bei dem Anblick die Brust des Jünglings, der aus der Fremde zurückkam. Es überlief ihn mit wildem Grimm, mit heißen Gedanken der Vergeltung des alten Elends seines Geschlechtes, das er nie so qualvoll empfunden wie jetzt. Hastig krenzten sich die Ströme in seinem Gehirn, es geschah nur in dem kurzen Zeitraum, den seine Füße gebraucht, um aus der Christenstadt in das Ghetto einzutreten, und er ward aus seinen Träumen aufgerissen, denn hundert Hände streckten sich bewillkommend nach ihm aus und faßten seine Schultern und begrüßten ihn.

Freudig erwiderte er ihren Empfang und schüttelte jedem die Hand. Immer mehr drängten sich um ihn; die droben in den Fenstern gelegen, kamen herab, ringsum erdröhnten die Treppen von eifertigen Tritten. Ein pfiffig blickender Judentnabe löste sich aus dem Gewimmel und lief behend die Gasse hinunter, bis er eine breite Steintreppe empor sprang und in der Thür eines massiven hochstöckigen Hauses verschwand. Um den Ankömmling aber scharte sich immer dichter die Menge. Bedächtigen Schrittes traten die Alten fragend hinzu; alle wollten hören, und alle sprachen durcheinander, nur die Mädchen standen von fern und blickten neugierig mit den großen Augen hinüber, und ein allgemeiner Jubel lief von Lippe zu Lippe die Judengasse hinunter: „Es ist Hellem, der Sohn Kaleb's, der zurückgekommen ist aus der Fremde.“

Plötzlich verstummte das freundige Geseumm des Hauses, denn ein scharfer Laut ertönte dicht neben ihm und das eiserne Thor drehte sich widrig freischend auf der Angel und schloß sich. Hellem blickte unwillkürlich nach der Ursache des Geräusches umher, dann gewahrte er sie, und ein Blitz des Hasses flammte in seinen Augen auf. Er blickte in die Gesichter der Umstehenden — manche waren an den Ton gewöhnt und hatten ihn kaum vernommen, doch manche wichen schen dem Ausdruck seiner Augen aus, das Bewußtsein ihrer Schmach lag über ihnen und sie senkten erröthend die Stirn.

Einige Sekunden war die eben so fröhlich erregte Menge totenstill. Abgeschlossen waren sie von der Welt draußen, die das Recht hatte zu leben, die Luft des Himmels zu atmen, in der Abendkühle an den Wassern des Rheins zu wandeln, — unfähig bitter durchwogte die Empfindung der Knechtschaft das ausgestoßene, in die Fremde verschlagene Volk.

Von dem Turme Marias zum Kapitol ertönte die Betglocke der Christen; sie rief über die Dächer, daß die Stadt von dem Hauch der Ungläubigen gereinigt, daß ihre Herde von den Wächtern in die düstere Hürde zusammengetrieben sei, und daß die Andacht der Frommen ungetrübt zum Ohre

des Christengottes emporsteigen könne — um wenige Minuten später hätte der Heimkehrende das Thor, das zu seinem Vaterhause führte, verschlossen gefunden, und das Gesetz, das keinem Juden außerhalb des Ghetto zu übernachten gestattete, hätte ihn auf das Feld zurückgejagt wie einen Hund.

Er machte sich jetzt von den begrüßenden Händen los und schritt die Gasse hinunter. Doch die Menge folgte hinter ihm drein; leicht vergaß sie die Schmach, an die das Elend von Jahrhunderten sie gewöhnt, — wie die Brust des Gefangenen endlich gleichgiltig die Kerkerluft atmet, die sie im Beginn mit Abscheu zurückgestoßen — und sie geleitete den Jüngling in wogendem Gedränge bis an das Haus, in welchem der Judentnabe verschwunden, und Jubel flog wieder von Kopf zu Kopf: „Es ist Hellem, der Sohn Kaleb's, der heimgekommen ist aus der Fremde.“

„Tamar, mein Kind, Tamar!“ rief in diesem Augenblick eine Stimme, die klangreich und zitternd zugleich scholl, aus dem Innern des Hauses. Eine hellere antwortete aus der Ferne und die erste fuhr fort:

„Rufe Deine Mutter Lea aus der Kammer, und die Mägde, und was im Hause mein Brot ißt, daß sie herunterkommen und —“

Der Nachsatz verklang nach innen; dann trat der Sprecher auf die Schwelle der Thür. Er war hoch gewachsen und hielt sich würdevoll aufrecht, trotz dem Alter, das grau um seine Schläfe lag und in langem Silberbart von seinem Kinn herabfloß. Ein dunkelfarbiger Rock, der am Halse begann und enganschließend bis auf die Füße niederfiel, zeigte die schlauke, biegsame Gestalt, die mit über der Brust gefalteten Händen jetzt regungslos auf der Thürschwelle stand und dem herannahenden Volkshaufen entgegensah. Regelmäßig und schön war der Kopf des alten Kaleb und seine Lippen noch in voller Rundung und frisch, wie die Jugend. Begierig sog er die Rufe mit ihnen ein, die zu ihm herüber tönten, und die dunklen, flammenden Augen irrten an der hageren, scharfgeschnittenen Adlernase vorbei und suchten sehnüchlich unter den gedrängten Köpfen; doch er regte sich nicht, er verzog keine Miene, nur seine Finger zitterten so gewaltsam, daß er sie in den Schliß seines Rockes verbarg. Dann endlich hatten seine Augen gefunden was sie suchten, und die Lippen murmelten, ihre Aufregung meisternd, vor sich hin:

„Ja, er ist es, es ist mein Sohn Hellem, der heimgekommen ist aus der Fremde.“

Und wie er es gesprochen, war der Jüngling die Treppe hinaufgefliegen, er lag zu den Füßen des Vaters und legte die Stirn wider seine Knie.

Einen Augenblick war es, als ob der Alte sich niederbücken und ihn aufheben wollte, doch er bezwang sich und richtete sich noch höher empor; er setzte das schwarze Käppchen, das er in der Hand gehalten, auf seinen Scheitel und sprach mit fester Stimme:

„Siehe, der Gott Israels ist über Dir gewesen und hat meinem Hause Freude gegeben. Sieben Jahre bist Du in die Fremde gegangen, wie Jakob, der Sohn Isaaks, und hast dem Herrn gedient, denn der Herr hat Dich gesegnet und Dich zurückgeführt in das Haus Deiner Väter. Er hat Dich mir gegeben an Sohnes statt, und darum sage ich es

vor Deinem Volk: Stehe auf, Helle, denn Du bist mein Sohn, den ich segne, denn mein Haus ist Dein Haus und meine Habe ist Deine Habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Hier und dort.

* Berlin, 30. August. Für die neuerbaute Synagoge in Königsberg i. Pr. ist die innere Ausstattung an Stickereien, wie Vorhänge vor dem Aron hakodesch, Altardecken, Plankhimmel etc., in den kostbarsten Goldstickereien ausgeführt, aus dem Atelier der Frau Jenny Bleichrode, Berlin, hervorgegangen.

* Berlin, 1. September. In der letzten Nummer der „Heiratszeitung“ findet sich folgende Annonce: „Rabbiner, Dr. phil., 30 Jahre alt, mos., berühmter Kanzelredner, literarisch thätig, hübsche Erscheinung, sucht hübsche Lebensgefährtin, Witwe ohne Anhang nicht ausgeschlossen, im Alter von 20 bis 30 Jahren mit 100 000 Mark Vermögen.“ — Wir sind überzeugt, daß man es hier entweder mit einer Mystifikation oder einem — im Bureau des genannten rosa-farbenen Blattes gearbeiteten — Füllinserat zu thun hat. Dafür spricht die Angabe der Konfession in der Annonce. Denn jedermann weiß, daß es weder evangelische noch katholische Rabbiner giebt.

* Berlin, 1. September. Vom „Israelitischen Taubstummenverein“ erhalten wir folgenden Aufruf mit dem Ersuchen um Veröffentlichung:

Am 15. März d. J. sind wir, etwa 40 israelitische Taubstumme, in Berlin zusammengetreten, um den Verein zur Förderung der Interessen der israelitischen Taubstummen in Deutschland ins Leben zu rufen. Wir folgen hierin dem Beispiele und den Erfahrungen anderer Vereinigungen, um uns zur Selbsthilfe durch ein enges Zusammenschließen aufzuraffen. Wohl hat der Staat, haben verschiedene Vereinigungen gesorgt, daß wir gut vorbereitet in das Erwerbsleben eintreten können, allein gar bald empfinden wir, daß wir trotz der Vorbildung, die wir genossen, vielen und großen Gefahren ausgesetzt sind, weil unser eigentümlicher Zustand nicht ganz gehoben werden konnte.

Wie viele unserer Schicksalsgenossen, die etwas Tüchtiges zu leisten in der Lage wären, müssen arbeitslos jahraus jahrein von Stadt zu Stadt wandern, um zuletzt der Bettelei und der Entfittlichung anheimzufallen. Wie oft haben wir auch noch gegen die ungerechte Zumutung vieler Handwerksmeister anzukämpfen, daß wir unseres Gebrechens wegen billiger arbeiten müßten, trotzdem anerkannt wird, daß unsere Arbeit nicht minderwertig sei. Viel schlimmer ergeht es in dieser Beziehung unseren bedauernswerten Leidensgefährten. Werden sie nach vollendetem Unterrichtskursus in die oft sehr traurigen heimatischen Verhältnisse zurückgeschickt, um daselbst bei fremden, oft rohen Leuten zu arbeiten, so sind sie den schlimmsten Neckereien, ja nicht selten der Verführung preisgegeben. Aber auch um unser religiöses Leben müssen wir besorgt sein. Bei dem freundschaftlichen, vertrauten Umgange, den wir mit unseren christlichen Leidensgenossen von jeher pflegen, werden wir oft zu unserem tiefsten Schmerze gewahrt, wie sehr wir diesen nachstehen müssen. Allerwärts wird für ihr religiös-sittliches Leben ausreichend gesorgt; um uns israelitische Taubstumme kümmert sich niemand. Wenn wir die Gebräuche unseres Volkes auch nicht kennen und verstehen, wenn wir im Gotteshause fremd bleiben bis zu unserem Lebensende — niemand nimmt daran Anstoß, man behandelt uns hier als Unmündige und als geistig Unzurechnungsfähige. Unser Gemüts- und Religionsleben bleibt ungepflegt und unsere Sittlichkeit muß mit der Zeit darunter leiden. Wir hoffen zuversichtlich auf die Unterstützung unserer in allen Gauen Deutschlands zerstreut wohnenden Leidensgenossen und auf das Entgegenkommen und die Förderung unserer edel denkenden Glaubensgenossen im deutschen Vaterlande für unseren Verein. Näheres durch den Vorsitzenden Herrn Willy Oppenheimer, Berlin C., Gontardstr. 5, III.

* Berlin, 1. September. Nicht ohne Behagen drücken die hiesigen feindlichen Blätter einen in schwulstigem Hebräisch

abgefaßten Bettelbrief, gezeichnet von David Schiffmann in Tiberias (Palästina.) Der Bettler behauptet viele geistige Kinder in die Welt gesetzt und außerdem eine unvermählte Tochter zu haben, zu deren Verheiratung er Geld brauche. Unsere Leser wissen, was auf Bettelbriefe, ob sie nun aus Galizien oder Palästina kommen, zu geben sei, und darum wiederholen wir, was schon so oft hier gesagt worden: Für diese Briefe giebt es nur einen passenden Platz — im Papierkorb.

* Berlin, 1. September. Die Hauptversammlung des in Oldenburg tagenden Allgemeinen deutschen Sprachvereins hat in die Vereinsleitung alle bisherigen Vertreter wiedergewählt, mit alleiniger Ausnahme von Professor Dr. Daniel Sanders, auf den bloß 24 Stimmen entfielen. Der Vorstand des Sprachvereins ist hiermit „judenrein“ geworden. Die Herren waren eben der Ansicht, daß Daniel Sanders, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung, nicht in die Vereinsleitung des deutschen Sprachvereins gewählt werden dürfe, weil er — Jude ist!!

* Berlin, 2. September. Prof. Rudolf Virchow, der Präsident des Deutschen Reichskomitees für den nächstjährigen internationalen medizinischen Kongreß in Moskau, hat aus Petersburg folgende Mitteilung an die Berl. Klin. Wochenschrift gesandt. „Die russischen Konsuln sind autorisiert, die Pässe aller — christlicher oder israelitischer — Ärzte zu visieren, welche sich im Jahre 1897 zu dem internationalen Kongreß von Moskau begeben wollen.“ Damit ist also die Passfrage nach den Wünschen des Deutschen Reichskomitees geordnet.

* Berlin, 2. September. Der Preiskourant — genannt Rednerliste — der hier domizilierten Lobes-Vericherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit — genannt Litteraturverein — ist erschienen. Das Verzeichnis bietet neben altem Trödel auch einzelne neue Sachen an. Die von uns aufgestellte Liste — die man auch Sündenregister der Berliner Litteraturreisenden nennen kann — ist in jenem Preiskourant unberücksichtigt geblieben. Interessenten erhalten sie auf Wunsch — auch ohne Erstattung der Portoauslagen — gratis und franko nachgeliefert.

* Berlin, 2. September. Ahlwardt ist unter die Gründer gegangen. In Brooklyn hat er ein Aktienunternehmen zur Herausgabe antisemitischer Blätter und Broschüren gegründet. Der Krach wird der Gründung wohl bald folgen.

* Köln, 28. August. Im „Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Köln“ giebt der hiesige Polizei-Präsident kund, daß die Ehefrau Süßel-Spielmann, Rosalie geb. Gellbaum aus Rußland durch Beschluß vom 3. August ex. nebst ihren drei Kindern, Max, Hirsch und Minna, 9, 7 bezw. 4 Jahre alt, aus dem preussischen Staatsgebiete als lästige Ausländerin ausgewiesen worden sei. Unter dem Signalement der Frau findet man als besonderes Kennzeichen „Kränkliches Aussehen.“ — Vor kurzem wurde auch ein 80jähriger kranker jüdischer Greis aus Krefeld ausgewiesen. Eine jüngst an den Oberpräsidenten gerichtete Ministerialverfügung billigt das scharfe Vorgehen des Polizei-Präsidenten nicht.

P. Bremen, 26. August. (Das Waisenhaus zu Hannover) habe ich jüngst in Augenschein nehmen dürfen und

über die Anstalt
schönen Blattes
dieser Anstalt trägt
Begründer war ei
die eigentliche K
dieses Waisenhaus
angenommen wer
Gefahr für das W
lichen Menoerung
Legats aufzuheben
wäre, daß die seg
eigentliche K
ein erhebendes G
tion beschädi
Charakter der Gr
ist die Liebe und
Erzieher, dem V
daß keine Erwäh
Waisenhaus nicht
erwähnt werden,
Religion gezogen
se an dem Gottes
nung, wie sie in d
selbe. In d
Mittagsstunde, und
sich, ohne d
sein Wort an, d
Nach Tisch wird
in korrekter We
das Mincha-Gebet
nicht wieder for
durch Spaziergang
der Kinder geför
Unterricht. Nach
Ordnung verläu
darauf finden wir
weist der vöterlich
Kinder, und mi
bracht zu haben,
eine schöne Aufga
Hamburg,
Eberhard Ag
selbst zurück
der neuen Verfü
ist der Lehrer
rede, in welcher
Gebetes darlegte
den Neubau ver
welcher auch de
hundertfünzig Ju
J. David, R. J
d. Aus Ban
verein für das
troffen seine Mi
einer freiwilligen
jahrsgesamltion
folgende Liste ge

von David Schiffmann in
er behauptet viele geistige
außerdem eine unvermählte
Verheiratung er Geld brauche.
Bettelbriefe, ob sie nun aus
zu geben sei, und darum
oft hier gesagt worden: Für
ein passenden Platz — im

Die Hauptversammlung des
nen deutschen Sprachvereins
bisherigen Vertreter wieder
ne von Professor Dr. Daniel
nen entfielen. Der Vorstand
„Judenrein“ geworden. Die
daß Daniel Sanders, eine
gebiete der deutschen Sprach-
leitung des deutschen Sprach-
eil er — Jude ist!

Prof. Rudolf Virchow, der
mittees für den nächstjährigen
ngreß in Moskau, hat aus
an die Berl. Klin. Wochen-
Konfult sind autorisiert, die
israelitische — Ärzte zu
1897 zu dem internationalen
vollen.“ Damit ist also die
es Deutschen Reichskomitees
Preisrestaurant — genannt
ierten Bobes-Vericherungs-
genannt Litteraturverein —
tet neben allem Trödel auch
on uns aufgestellte Liste —
Berliner Litteraturreisenden
Restaurant unberücksichtigt ge-
auf Wunsch — auch ohne
gratis und franco nach

wardt ist unter die Gründer
ein Aktienunternehmen zur
und Broschüren gegründet
ohl bald folgen.

Amisblatt der Königl.
ssige Polizei-Präsident fund-
un, Rosalie geb. Gellbaum
n 3. August cr. nebst ihrer
Anna. 9, 7 bezw. 4 Jahre
viete als lästige Ausländerin
dem Signalement der Frau
„Kränkliches Aussehen.“
rger frantler jüdischer Groß-
ngt an den Oberpräsidenten
ligt das scharfe Vorgehen
s Waisenhaus zu Pa-
schein nehmen dürfen und

über diese Anstalt sei mir gestattet, den Lesern dieses ge-
schätzten Blattes einiges mitzuteilen. Schon die Geschichte
dieser Anstalt trägt den Charakter der Eigentümlichkeit. Der
Begründer war ein Herr Simon, der in seinem Testamente
die eigentümliche Klausel aufnahm, es dürfen zur Erhaltung
dieses Waisenhauses gar keine, wie immer geartete Spenden
angenommen werden. Leider ist mit dieser Klausel eine große
Gefahr für das Waisenhaus verbunden, weil es einer gründ-
lichen Renovierung bedürftig ist, die aber von den Zinsen des
Legats aufzutreiben, kaum möglich sein dürfte. Zu wünschen
wäre, daß die segensreiche Wirkung dieser Anstalt durch diese
eigentümliche Klausel keine Unterbrechung erleide. Es war
ein erhebendes Gefühl, das mich beim Anblick dieser Institu-
tion beschlich. Aus allen Teilen tritt der wirklich religiöse
Charakter der Erziehung deutlich hervor, und geradezu rührend
ist die Liebe und Anhänglichkeit der Waisenkinder zu ihrem
Erzieher, dem Lehrer Herrn Abraham Ludwig Levy. Es be-
darf keiner Erwähnung dessen, daß die innere Einrichtung des
Waisenhauses nicht zu wünschen übrig läßt, wohl aber muß
erwähnt werden, wie sehr die Kinder im strengsten Sinne der
Religion erzogen werden. Unter Führung ihres Lehrers nehmen
sie an dem Gottesdienste regelmäßig teil. In derselben Ord-
nung, wie sie in das Gotteshaus gehen, verlassen sie auch das-
selbe. Zu Hause angelangt, finden sie ihren wohlgeordneten
Mittagstisch, und jedes Kind kennt seinen Platz. Keines aber
setzt sich, ohne vorher die Hände gewaschen, und keines bricht
sein Brot an, ohne den Segensspruch gesprochen zu haben.
Nach Tisch wird abwechselnd von einem Kinde das Tischgebet
in korrektester Weise laut vorgetragen. Daraus schließt sich
das Mincha-Gebet an, welches wieder von einem Kinde in
nicht minder korrekter Weise vorgetragen wird. Nun wird
durch Spaziergang und Spiel für die körperliche Entwicklung
der Kinder gesorgt. Mit frischer Kraft geht es jetzt an den
Unterricht. Nach dem Abendbrot welches wieder in derselben
Ordnung verläuft, wird das Nachtgebet verrichtet und bald
darauf finden wir die Kleinen in ihren Bettchen. Noch einmal
wirft der väterliche Erzieher einen prüfenden Blick auf „seine
Kinder“, und mit dem Bewußtsein einen „guten Tag“ voll-
bracht zu haben, begiebt auch er sich zur Ruhe. Wahrlich,
eine schöne Aufgabe, die den Erfolg sichert!

Hamburg, 28. August. Die hiesige Privatgemeinde
Chewrah Agudah jescharah, deren Ursprung auf einen Pro-
selkten zurückzuführen ist, hat am 22. d. M. die Einweihung
der neuen Betstätte gefeiert. Nach einem einleitenden Gesange
hielt der Lehrer des Vereins, Herr Dr. J. Polack, die Weihe-
rede, in welcher er die Bedeutung des Gotteshauses und des
Gebetes darlegte und für das Wohl derer betete, die sich um
den Neubau verdient gemacht. Der Vorstand des Vereins,
welcher auch den Namen **דבר דבר** führt und mehr als
hundertfünfzig Jahre besteht, besteht zur Zeit aus den Herren
J. David, R. Flörsheim, S. Heymann und M. Joelson.

d. Ans Bayern, 28. August. Der Israelitische Lehrer-
verein für das Königreich Bayern hat die Einrichtung ge-
troffen, seine Mitglieder anzuregen, daß sie sich durch Zahlung
einer freiwilligen Spende an die Vereinskasse von der Neu-
jahrsgratulation durch Karten entbinden. Wie die nach-
folgende Liste zeigt, machen viele Mitglieder von dieser für

sie bequemen und für die Kasse praktischen Einrichtung Ge-
brauch. Es haben sich von der Neujahrsgratulation entbunden:
M. Alder, Roth a. S., L. Anfänger, Willmarz, Blum, Würz-
burg, Dr. A. Braunschweiger, Würzburg, Bravmann, Gau-
königshofen, S. Buttenwieser, Hamburg, S. Buttenwieser,
Rimpar, S. Dingfelder, Ansbach, N. Ehrenreich, Wehrda,
S. Ehrmann, Friedberg, S. Fränkel, Bamberg, A. Frank,
Rödelsee, J. Freudenberger, Heidingsfeld, B. Fulder, Dies-
peck, Gekner, Hammelburg, S. Goldstein, Heidingsfeld, S.
Goldstein, Oberlauringen, S. Guttmann, Heidingsfeld, M.
Hammelburger, Haßfurt, L. Hecht, Neustadt a. N., S. Hen-
mann, Colmberg, J. Hirschmann, Fischach, B. Kiffinger,
Ermerhausen, B. Kiffinger, Frankenwinheim, B. Klestadt,
Bamberg, J. Kurzmann, Kleibardorf, J. Lautmann, Alten-
stadt, D. Lehmann, Brückenau, A. Mandelbaum, Würzburg,
A. Mannheimer, Harburg, S. Massenbacher, Niederwern,
S. Mittel, Unzleben, S. Oppenheimer, Lautershausen, Oppen-
heimer, Treuchtlingen, Oppenheimer, Gailingen, Plaut, Burg-
preppach, Rose, Oberwaldbehrungen, M. Rosenberger, Ober-
alterheim, A. Rosenblatt, Egenhausen, S. Rosenblatt, J. J.
Fürth, J. Rosenstein, Bechhofen, J. Rosenthaler, Würzburg,
E. Schloß, Giebelstadt, S. Schwarzenberger, Hüttenheim,
S. Sängler, Kleineibstadt, N. Sichel, Kleinsteinach, S. Silber-
mann, Züntersbach, Baruch Stern, Frankfurt a. M., S. Stern,
Miltenberg, S. Stern, Gochsheim, R. Wahler, Schöllkrippen,
A. J. Wechsler, Aschbach, A. Weichselbaum, Adelsberg,
L. Weinschenk, Uchsfeld, E. Wertheimer, Hardheim, B. Wolf,
Lendershausen, L. Wolfram, Ebelbach. — Wir empfehlen
diese Einrichtung, die sich bei uns gut bewährt hat, auch
anderen Vereinen zu Nachahmung.

Nürnberg, 1. September. Herr Oberkantor Rosenhaupt
hier hat dem Großherzog von Baden aus Anlaß des bevor-
stehenden 70jährigen Geburtsfestes desselben eine von ihm
gedichtete und komponierte Hymne „Gruß dem deutschen Liebe“
gewidmet, welche, wie aus einem von der Geheimkanzlei dem
Komponisten zugegangenen Schreiben hervorgeht, von dem
Großherzog freundlichst angenommen wurde. Dem Schreiben
war eine Brillant-Busenadel „zum Andenken“ beigelegt.

Wien, 29. August. Die Frage ob ein Rabbiner —
Trichinen haben darf, ist dieser Tage von unserer Theater-
zensur verneint worden. In dem vom Theater an der Wien
zur Aufführung bestimmten Ausstattungsstück „Der Hunger-
leider“ behandelt eine Coupletstrophe diese Frage. Die Zensur
sah jedoch daran keinen Gefallen und strich die betreffende
Strophe. — Die Mitteilung von der schweren Erkrankung des
Oberkantors Josef Goldstein hat eine so innige Teilnahme
erweckt, daß wir uns aufrichtig freuen, heute mitteilen zu
können, daß die uns zugekommene Nachricht etwas übertrieben
war. — Wie man aus Großwardein mitteilt, hat ein walachischer
Geistlicher sich zur Aufgabe gemacht, die tausendmal widerlegte
Lüge, „daß die Juden Christenblut zu rituellen Zwecken be-
nötigen“, zu verbreiten. Es ist dies der Also-Dernaer „Seel-
sorger“ Aurel Bersan, der am jüngsten Sonntag von der
Kanzel herab seinen Gläubigen die Blutlüge aufstichte. Er
erzählte ihnen, daß mehrere Juden, die im Dorfe haufieren,
die rumänischen Kinder stehlen wollen, um ihnen das Blut
zu entziehen, da die Juden zu ihren religiösen Gebräuchen

das Blut christlicher Kinder haben müssen. Infolge dieser Hehrepredigt wurde gegen den Geistlichen bei der Großwardener Staatsanwaltschaft die Strafanzeige wegen Aufreizung wider eine Religionsgenossenschaft erstattet. — Der Karlsburger Korrespondent des „Pester Lloyd“ berichtet seinem Blatte: „Der Wunderrabbi von Buxtehude weißt, auf einer Bade-reise begriffen, seit einer Woche in unserer Mitte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht in der Stadt und Umgebung, und bald stellten sich die Gläubigen zu Hunderten ein, um bei dem im Rufe der Heiligkeit stehenden Manne Trost und Hilfe zu suchen. Auch ich machte ihm einen Besuch und der Rabbi erwies mir die Ehre, eine volle Stunde lang über Welt und Leute unbefangen zu sprechen. Auf die Frage, worin eigentlich seine Wirksamkeit bestehe, meinte er: „Ich spreche dem Unglücklichen Trost zu und er-muntere ihn zur Frömmigkeit und einem moralischen Lebens-wandel. Die meisten meiner Besucher verlassen mich mit gestärktem Gottesvertrauen, wodurch auch ihr Selbstvertrauen und ihre Thatkraft wächst, und in den meisten Fällen ist ihnen auf die natürlichste Weise geholfen. Darauf allein beschränkt sich mein Einfluß auf meine Besucher.“

✶ Rom, 28. August. Der Papst hat den Augustiner-Kanonikus Pater Mortara, der bekanntlich als Kind seinen jüdischen Eltern entrißen und getauft wurde, zum Superior von Sankt Bernhard ernannt. Es wird dem glühenden Kirchenredner, der am Schluß seiner Missionspredigten von der Kanzel herab um Bekehrung seiner Mutter zu beten pflegte, nicht leicht werden, seinen bisherigen Wirkungskreis mit dem einsamen Alpenhospiz zu vertauschen, wo die auf-opferndste thätige Menschenliebe gefordert wird.

○ Madonna di Campiglio, im August. Der Besitzer des Alpenhotels hier, Herr F. J. Desterreicher, ließ aus eigenen Mitteln eine neue katholische Kirche erbauen, deren Kosten sich auf 20 000 fl. belaufen. Ob einer seiner katholischen Kollegen sich revanchieren und hier eine — Synagoge erbauen wird?

D. Cincinnati, 15. August. Das „Hebrew Union College“ (Rabbiner-Bildungsanstalt) hat bedeutende Lehrkräfte aufzuweisen. Die Verstorbenen Dr. Max Lilienthal, Dr. Heinrich Zirndorf, Dr. Salomon Eppinger, Lehrer Anrecht waren als Fachgelehrte und die beiden ersten auch als Schriftsteller wohl bekannt vor ihrem Eintritt ins College. Zwei andere von den früheren Lehrern sind auf bedeutende Rabbinatsposten berufen worden, nämlich Dr. Ignaz Müller in Louisville und Dr. D. Davidson in New York. Neun Lehrer stehen jetzt an der Spitze der Anstalt, akademisch gebildete Männer, wie man solche früher „Wohllerner“ genannt, die in der Wissenschaft des Judentums und in der semitischen Philologie hervorragend sind, so daß vom 1. Oktober ab eine allgemeine semitische Akademie für Universitäts Hörer im College eröffnet werden kann, worin außer dem Hebräischen und Aramäischen auch Syrisch, Arabisch, Ethiopisch und Assyrisch (auch für Nicht-Theologen) gelehrt werden wird, was bislang noch keine jüdische aber auch keine andere theologische Anstalt im Lande unter-nommen hat. Das College hat bis jetzt 46 Rabbiner und zwei Lehrerinnen ausgebildet. Die beiden Lehrerinnen sind beschäftigt in der technologischen Schule (Manual Training School) in Chicago resp. an der Spitze einer eigenen Lehr-

anstalt in Cincinnati. Von den achtundvierzig Rabbinern sind zwei in Europa, weitere Studien zu machen. Einer privatisiert und fünf und vierzig sind angestellte Rabbiner. Die merk-würdigste Erscheinung auf diesem Gebiete ist die Lust, Theo-logie zu studieren, die sich unter der amerikanischen Jugend kundgibt. Die Behörden des College haben ihre liebe Not, die Klassen gegen Ueberfüllung zu schützen, die Produktion nach dem Bedarf und mit besonderer Rücksicht auf die älteren Amtsgenossen einzurichten. Die Anfragebriefe von jungen Leuten, die aus allen Teilen des Landes im Sekretariat ein-laufen, sind an Zahl und Inhalt ganz merkwürdig und sehen eine weitverbreitete Begeisterung für den Predigerstand voraus, wovon man früher keine Ahnung hatte. — In Belvidere, einem Vororte von San Francisco, wird demnächst eine inter-konfessionelle Andachtsstätte errichtet werden. Die jüdischen und christlichen Bewohner sind nicht stark genug, sich selbst-ständige Bethäuser zu erhalten. Das Gebäude ist so aus-gestattet, daß es den religiösen Gefühlen beider Konfessionen nicht widerspricht. Es wird auch kein Funktionär angestellt werden, sondern „Ministers“, Priester und Rabbiner werden eingeladen werden, ihre Glaubensgenossen zu erbauen. — In Port Elizabeth (Süd-Afrika) wurde Herr Georg L. Bur-mann zum Meister der Loge „Gute Hoffnung“, der größten und einflussreichsten in den östlichen Provinzen, erwählt. Herr B., der auch Präsident der jüdischen Gemeinde in Port Eli-zabeth ist, ist der erste Glaubensgenosse, welcher diese Ehren-stelle daselbst bekleidet.

✶ Coolgardie (Westaustralien), Mitte August. Die Re-gierung hat der hiesigen jüdischen Gemeinde ein Stück Land behufs Baues einer Synagoge geschenkt. Unter dem Vor-sitze des Rates Levinson fand nun eine Versammlung statt, welche den sofortigen Bau eines Tempels beschloß. Das Gebäude soll 200 Personen fassen und 600 Pfund Sterling (12 000 Mk.) kosten. Nach Schluß der Sitzung waren bereits 120 Pfund gezeichnet. Coolgardie ist im Aufblühen begriffen, soeben ist eine neue Bahn nach Balgoorlie eröffnet worden. Vor drei Jahren war dort noch wüstes Land, nun hat Coolgardie elektrisches Licht. Interessant ist, daß sich kein einziges Pfandleihgeschäft hier befindet, noch giebt es einen jüdischen Juwelierladen.

* Aus den Gemeinden. Im Laufe der vorigen Woche wurden die zwei Senioren der jüdischen Lehrer der Pfalz zur letzten Ruhe bestattet. In Frankenthal verschied im 76. Lebensjahre Lehrer Singer. Derselbe bekleidete diese Stellung über 50 Jahre und wurde im vorigen Jahre mit der silbernen Medaille des Verdienstordens der bayerischen Krone vom Prinzregenten ausgezeichnet. — In Rülzheim verschied Lehrer Salomon im 73. Lebensjahre. Derselbe wirkte auch beinahe 50 Jahre in dieser Gemeinde, wie sein verstorbener Kollege Singer geachtet und geehrt von seinen Glaubensgenossen und von Andersgläubigen.

— Vakanten. Patosch. (Posen): Sof. interim. talmud. geb. str. orthod. R. Sch. Meld. an M. Liebermann.

Die nächste Nr. erscheint der Feiertage wegen einen Tag später. Die Expedition.